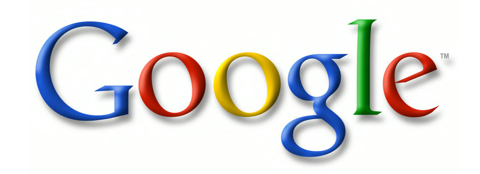
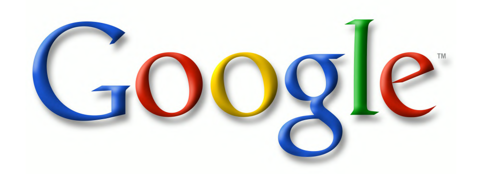
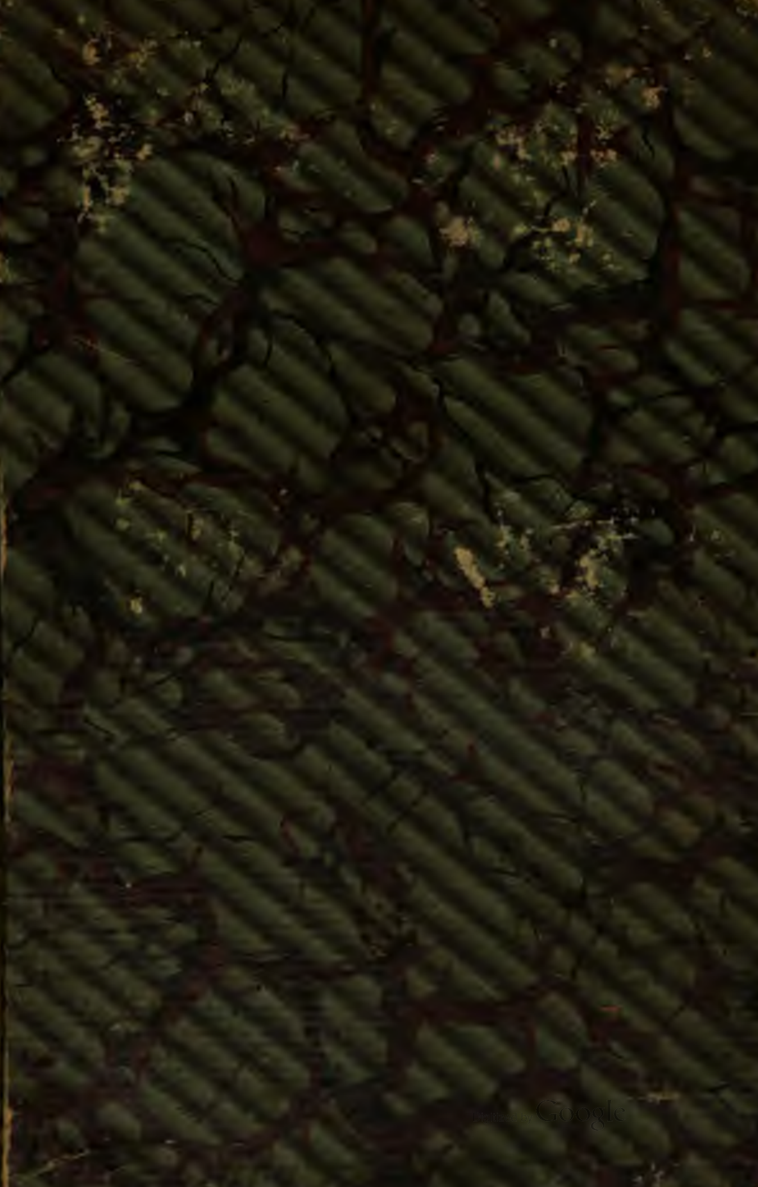
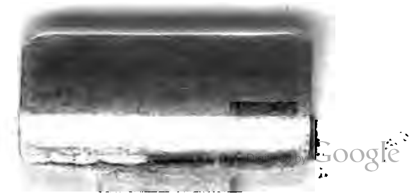






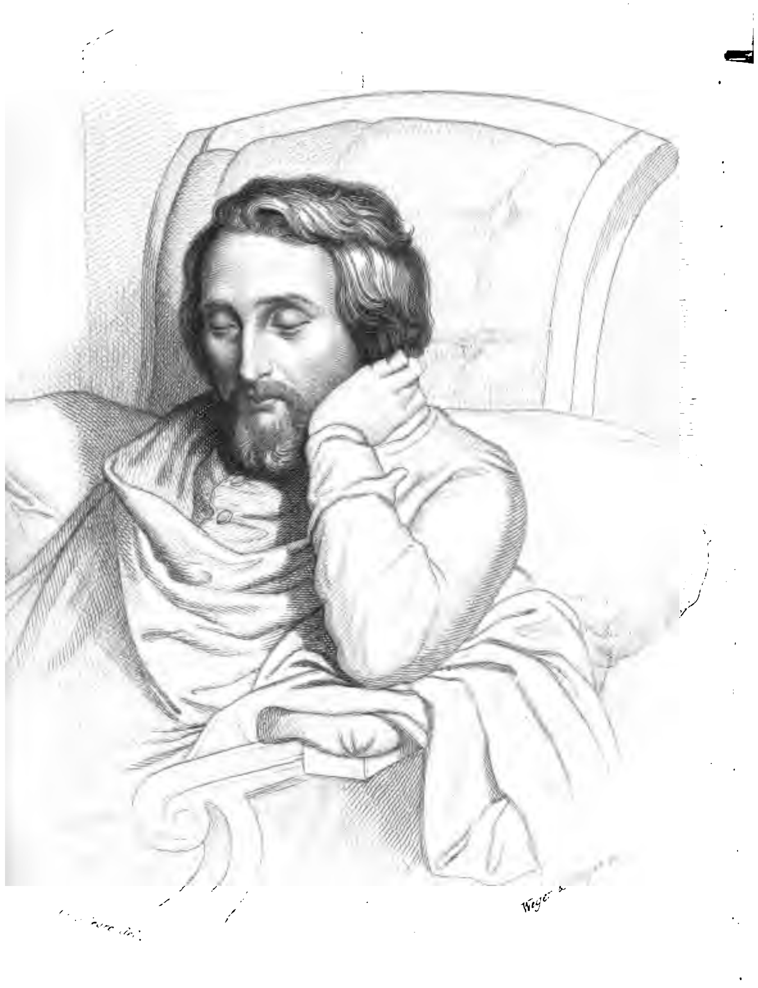


Denkwürdigkeiten

aus

H. Heine's Leben.

Erinnerungen und Erlebnisse.



Heinrich Heine

H. Heine.

Denkwürdigkeiten und Erlebnisse

aus

meinem Zusammenleben mit ihm.

Von

Friedrich Steinmann.

> So hat ein Purpur wieder fallen müssen!
> Hast eine Krone wiederum geraubt!
> Du schonst die Schlangen unter deinen Füßen,
> Und trittst den Adlern auf das Haupt!
> Du läßt die Sterne von dem Himmel sinken,
> Und Flittergold an deinem Mantel blinken!
> Sprich, Schicksal — — —
>
> G. Herwegh.

Mit dem Porträt und zwei Autographen H. Heine's.

Prag und Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

1857.

Vorwort.

Heine's Tod — er starb am 10. Februar 1856 zu Paris — obwohl längst vorher geahnt und erwartet, hat nichts desto weniger überrascht; denn er schied in fortwährender geistiger Thätigkeit, durch langjähriges schweres Siechthum an das Zimmer und Krankenlager gefesselt, endlich von den furchtbarsten körperlichen Leiden auf immer durch den Tod befreit, dem er unverzagt und muthig lange Frist hindurch ins Auge geschaut hat. — Heine, reichbegabt mit Geist und Phantasie, Humor und Witz, tief eingedrungen in alle Schachten menschlichen Wissens, im Besitze umfassender Kenntnisse, ein Dichtergenius, unter den Dichtern deutscher Zunge

in erster Reihe, gediegen als Politiker und Publizist, ein glühender Vorkämpfer für Recht und Freiheit, ein Deutscher in vollem ganzen Sinne des Wortes, trotz aller Anfeindungen und Verdächtigungen von den Lippen seiner Feinde.

„Pflanzt die schwarzrothgoldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens! — sagt er im Vorworte zu seinem Gedichte: „Deutschland, ein Wintermärchen." — Macht sie zur Standarte des freien Menschthums! Und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Ich liebe das Vaterland eben so sehr wie Ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exil verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer. Vollenden wir, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir sie überflügeln in der That, wie wir es schon gethan haben im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir die Jünger; ja — nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich

wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! — Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deuschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus!"

Wer kann sich eines besseren Patriotismus rühmen? Wer hebt den Stein auf wider ihn und solche Gesinnung? — Den Inhalt der vorliegenden Schrift bilden „Erinnerungen" und „Erlebnisse" aus meinem Zusammenleben mit Heine. Die beiden ersten Abschnitte enthalten nur Bilder und Bildchen, Skizzen und Umrisse aus seinem Leben, wie ich — einer seiner ältesten Freunde und rheinischen Landsleute — dasselbe selbsterlebt habe mit ihm, von der Schule her, auf dem Gymnasium und aus der akademischen Zeit; der letzte Abschnitt gibt gleichfalls selbsterlebtes, gemischt mit nichterlebtem. Ich habe mir dabei strengste Wahrheit, größte Unparteilichkeit in ruhiger gemessener Darstellung als Ziel gesetzt, und hoffe nicht ganz fern von demselben geblieben zu sein.

„Der Tod versöhnt!" — Das mögen sich alle gesagt sein lassen, die aus Leidenschaft gegen den Hinge-

schiedenen oder aus gänzlicher Unkenntniß seines Charakters oder Verkennung seines Lebens und seiner Tendenzen seine Feinde im Leben gewesen. Ueber die stille kalte Gruft hinaus kann nur die Bosheit ihm grollen.

„Ein Stern ist untergegangen und das Auge des Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs; und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben. Wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde, und heiteren Scherz und entfesselte Rede. Das ist das Schwert, das gebrochen, der Spott in scharfer Hand, der seine Stachel verloren. Sein Geschoß war gut, seine Hand sicher; er übte sie gern. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihn; er wollte nur die Felder und Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manchen Raubvogels, von dem Geweih und der Klaue manchen erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns

zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken in dieser guten Hegezeit, wo schon strafbar befunden wird, nur die Büchse von der Wand herabzuholen.

„Nicht allen hat er gelebt; aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme."

Also die Worte eines Anderen über ihn! — x)

Heine hatte ein kindliches Gemüth; ich darf mich auf jeden berufen, der ihn gekannt hat, ihm näher gestanden ist. Treu als Freund, ein warmer Freund des Rechts, ein grimmiger Gegner jeden Unrechts griff er im Kampfe wider dasselbe zur scharfen Waffe seiner Feder; und es erlag ihm. Aber noch manch andres traf zweischneidig sein Witz, und es fiel als sein Opfer; doch auch ihn selbst schonte er nicht; in tausend und abertausend Funken ließ er ihn frank und frei und ungezügelt wider sich selbst sprühen und glühen, nicht aus „dämonischem" Gelüste, sondern aus sarkastischer Lust; denn sein Herz war nicht böse, sein Blut nicht galligt und schwarz, seine Ader war humoristisch und überströmend, und nach

x) [illegible]

langem Krankenlager noch unerschöpft; sein „Romancero“ ist dessen Zeuge, worin er die letzten Regungen seines Humors gesammelt der Oeffentlichkeit übergab.

Von vielen Seiten wird man dieser Ansicht nicht beistimmen; ich weiß es zum voraus; sie ist aber auf meiner genauen Kenntniß des Herzens des Dahingeschiedenen gegründet, durch vieljährigen Verkehr mit ihm bewährt. Leicht sei ihm die Erde, unter deren Decke er nun ruht, [illegible] in der seines geliebten Vaterlandes, von dem entfernt er länger als ein Vierteljahrhundert lebte!

Es sind dieser Schrift das Bildniß Heine's und zwei Autographa von seiner Hand beigefügt. Das Erstere ist zur Zeit, als Heine durch Schlaganfall gliedergelähmt im Sessel zubrachte, des Gebrauchs seiner Augen aber in soweit wieder mächtig war, daß er, das gelähmte Augenlid mit dem Finger aufhebend, wieder sehen konnte, vom Maler Kietz auf Herrn J. Campe's Veranlassung gezeichnet und gemalt, und stellt den Dich-

ter mit geschlossenen Augen dar. Es ist das Beste unter allen erschienenen Porträts desselben; er erscheint darauf gleichsam idealisirt, mit veredelten Gesichtszügen. Ein anderes Bild, auf den Wunsch seiner Frau mit offenen Augen gefertigt, desavouirte Heine selbst mit den Worten: „Das ist eine Lüge," während er das Erste eine Weile betrachtete und seufzend sprach: „Ja, ja — das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude!"

Das eine Autographon Heine's ist das Sonett, welches er mir bei seinem Abgange von Bonn nach Göttingen ins Stammbuch schrieb. Das zweite läßt uns gleichsam den Dichter in seinem Poetenstübchen, ja — in seiner geistigen Gedanken-, in seiner dichterischen Phantasie-Werkstatt belauschen. Es ist das Brouillon eines seiner kleinen Gedichte, wie es mit allen Abänderungen und Ausfeilungen unter seiner Hand bis zur Druckfertigkeit hervorging; das Opusculum tritt uns auf dem Blatte in seinem schaffenden poetischen Atelier durch alle seine Entwickelungsstadien entgegen.

Besonders kalligraphisch schön von seiner Hand ausgestattet, besitze ich noch zwei größere Gedichte, die

er mir von Hamburg aus bei seiner letzten dortigen Anwesenheit zusandte, die ich indeß ihres Inhalts wegen zur Zeit nicht veröffentlichen kann.

Seine Handschrift hat sich von seinen Universitäts- ja Schuljahren her im ganzen wenig geändert; ich habe noch die Handschrift des von ihm 1815 geschriebenen Gedichts: „Deutschland" im Besitz, die nach ihren Hauptzügen wenig abweicht von seinen späteren Handschriften.

Fr. Steinmann.

Düsseldorf. — Frankfurt am Main. Hamburg.

1797—1819.

Es war im Jahre 1797, als den Kaufmann Samuel Heine, — auf der Bolkerstraße zu Düsseldorf wohnhaft, und kaum von einer Geschäftsreise von London zurückgekehrt, — seine Gattin, Luise van Geldern, mit einem Sohne beschenkte. Der Vater hatte in der Themsestadt einen Freund gefunden, Harry mit Vornamen; deßhalb ward dem Erstgebornen dieser Name beigelegt, den derselbe, später als Schriftsteller auftretend, bei Unterzeichnung der Vorreden zu seinen Schriften in Heinrich verwandelte, während er auf den Titeln selbst nur den Buchstaben H. zu setzen pflegte.

Dem Erstgebornen folgten mehrere Kinder, von denen die innig von ihm geliebte einzige Schwester, Charlotte, verehelichte Embden, welche viel vom Geiste

des Bruders besitzt, noch lebt; außer ihr noch zwei seiner Brüder, deren Einer, Gustav Heine, früher in österreichischen Militärdiensten, jetzt als Literat in Wien lebt; der Andere, Maximilian mit Vornamen, stand als Militärarzt, jetzt als Medizinalrath, in russischen Diensten, nahm an dem letzten Feldzuge Rußlands gegen die Türkei Theil und gab über dieses Land und seine Erlebnisse in jenem Kriege eine Schrift unter dem Titel: „Bilder aus der Türkei" Petersburg 1838, sowie einige Schriften medizinischen Inhalts heraus.

Die Familie Heine hat europäischen Namen erlangt durch H. Heine und seinen Oheim, Salomon Heine zu Hamburg, der am Schlusse des Jahres 1844 starb und sein segensreiches, dem Wohle der Menschheit gewidmetes Leben durch ein Testament beschloß, worin er mehr als eine Million zu mildthätigen und frommen Zwecken legirte, obwohl er, als er nach Hamburg von seinem Geburtsorte Hannover übersiedelte, als ganzes Hab und Gut eine lederne Hose und einige Groschen im Besitz hatte. Fleiß und Thätigkeit verwandelten aber zu einem reichen Manne und Eigenthümer vieler Millionen den „armen Judenjungen."

Die Familie Heine gehörte nämlich dem Volksstamme an, von dem H. Heine selbst sagt, in seinen „Nachträgen zu den Reisebildern“, daß „dieses Urübelvolk“ aus Egypten, dem Vaterlande der Krokodille und des Priesterthums gekommen, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren auch eine sogenannte positive Religion mitgebracht, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Zeremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen; das längst verdammt sei, und seine Verdammnißqualen durch Jahrtausende schleppe.

„O dieses Egypten! — ruft er aus — seine Fabrikate trotzen der Zeit; seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich; seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und ebenso unverwüstlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt!“

Eine wunderbare Erscheinung, ein Volk ohne politische Selbstständigkeit, das seine Freiheit verlor sammt

seinen Heiligthümern und Nationalpalladien, dessen Hauptstadt zerstört ward, ein Volk ohne Staat, eine Nation ohne Land, verbreitet über die ganze Erde und trotz aller Beschränkungen, Bedrückungen und Verfolgungen ein Volk! Die gewaltigen Reiche Altasiens gingen unter, selbst die ewige Roma, Jerusalems Mörderin, fiel; aber das jüdische Volk ging nicht unter.

Und Salomon Heine, der Wohlthäter Hamburgs, war — kein hamburger Bürger; die städtischen „Erbgesessenen" duldeten keinen Juden unter sich, das hamburg'sche Stadtrecht schloß den Sohn Israels aus vom Bürgerrechte; aber er hatte sich die Liebe und Achtung des „hamburger Pöbels" erworben, und als im Herbste des Jahres 1830 das „Hepp Hepp!" noch in Hamburgs Mauern erscholl, da ward kein Stein wider das stattliche Haus am Jungfernstieg geschleudert, worin Salomon Heine wohnte.

Heine's Großvater von mütterlicher Seite war der Kaufmann van Geldern; sein Oheim, der Bruder seiner Mutter, ein beliebter, tüchtiger Arzt; und Düsseldorf war unsers Heine Geburtsstadt. „Dort bin ich geboren — schreibt er selbst — und ich bemerke dieß ausdrücklich

für den Fall, daß etwa nach meinem Tode sieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Dülken, Beckum, Göttingen und Schöppenstädt — sich um die Ehre streiten sollten, meine Vaterstadt zu sein. Die Stadt Düsseldorf — fährt er fort — ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen. Und wenn ich sage, nach Hause gehen, so meine ich die Bolkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen soll. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum soviel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben schreiben lehrte — ach Gott! wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat da-

meiner armen Mutter genug Mühe gekostet; aber mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, und der Makulaturlorbeer, womit deutsche Journale meine Stirn geschmückt, hat seinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet."

Ueber seine jüdische Abstammung und sein Geburtsjahr schrieb er auf des französischen Literaten S. René Taillandier Veranlassung von seinem Krankenlager folgende Zeilen an denselben:

„Mein Kopf ist zu zerrüttet, als daß ich im Stande sein sollte, Noten zu diktiren. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt nicht genau in den Biographien angegeben ist, die Sie über mich lesen können. Diese Ungenauigkeit mag, unter uns gesagt, die Folge eines absichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion sein; man wollte mich dadurch vom Dienst Sr. Majestät des König's von Preußen befreien. Seitdem sind nun fast alle unsere Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, so finde ich daselbst als meinen Geburtstag den

12. Dezember 1799. Wichtig ist nur, daß ich geboren, und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde, wo ich schon mit sechszehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon schrieb. Sie können es im Buch der Lieder unter dem Titel „die beiden Grenadiere" finden, und es wird Ihnen beweisen, daß meine ganze Verehrung damals dem Kaiser galt. Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals stolz auf diese Abkunft; auch habe ich mich niemals gerühmt, Lutheraner zu sein, obgleich ich ebenso gut wie die frömmsten meiner berliner Feinde dem evangelischen Glauben angehöre, die mir doch immer vorwerfen, ich hätte gar keine Religion. Ich fühlte mich sogar gedemüthigt, nur für ein gewöhnliches menschliches Geschöpf zu passiren, ich, dem doch der Philosoph Hegel glauben machte, ich sei Gott! Wie war ich da stolz auf meine Gottheit! Welche Idee hatte ich nicht von meiner Größe! Das war eine schöne Zeit für mich; ach! sie ist seit lange verschwunden, und nur mit Trauer denke ich an dieselbe jetzt, wo ich auf dem Rücken elend ausgestreckt daliege. Meine Krankheit macht fürchterliche Fortschritte."

In einem später mitzutheilenden Briefe Heine's an Friedrich Raßmann vom 20. Oktober 1821, der ihn um Beiträge für den von ihm herausgegebenen rheinisch-westfälischen Anzeiger ersucht hatte, schreibt er demselben folgendermaßen die kurze biographische Notiz, die er dem Almanach einverleiben sollte, vor: „H. Heine, 24 (?) Jahre alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schulbildung, studirte Jurisprudenz in Göttingen, Jena und Berlin, woselbst er jetzt lebt.“ — Darnach war sein — wenn auch bezweifelt angegebenes Geburtsjahr das Jahr 1797, und dieses ist das einzig richtige, wie ich mehrmals aus seinem Munde gehört habe, und er selbst zudem in mein Stammbuch eintrug.

Von Heine's frühesten Kinderjahren weiß ich nur mitzutheilen, daß er zuerst Hausunterricht genoß, und darauf den höheren Unterricht auf dem damaligen Lyzeum seiner Vaterstadt begann. Seine Knabenzeit fiel in die Zeit der großen politischen Umwälzungen in Europa; der Untergang des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation“, die Bildung des Rheinbundes, des Großherzogthums Berg fielen gesammt in seine Kna-

benjahre. Vor dieser ungeheuren politischen Katastrophe sah es anders aus, und Heine schildert sie mit den Worten: „Damals waren die Fürsten noch keine geplagten Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe festgewachsen, und des Nachts zogen sie noch eine Schlafmütze darüber und schliefen ruhig. Und ruhig zu ihren Füßen schliefen die Völker, und wenn diese des Morgens erwachten, so sagten sie: Guten Morgen, Landesvater! und jene antworteten: Guten Morgen, liebe Landeskinder! — Aber es wurde plötzlich anders. Als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten, und: Guten Morgen, Vater! sagen wollten, da war der Vater abgereist, und in der ganzen Stadt war nichts als stumpfe Beklemmung; es war überall eine Art Begräbnißstimmung, und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte und lasen den langen papiernen Anschlag auf der Rathhausthür, worauf der Kurfürst dankte „für die bewährte Unterthanentreue" und worauf es weiter hieß: „und entbinden Wir euch eurer Unterthanenpflichten".

„Bald darauf wurde auf dem Rathhause dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt; es gab Einquar-

tierung; die französischen Truppen, „das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog“, rückten ein, die heiter-ernsten Grenadiergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Artigkeit und Point d'honneur. Es war, als wenn die Welt neu angestrichen worden.“

Den bedeutendsten Eindruck auf Heine machte die Erscheinung des Kaisers Napoleon, der am 2. Novbr. 1810 in Düsseldorf eintraf. „Wie ward mir, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. Er war eben in der Allee des Hofgartens; — erzählt Heine — als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten und dennoch zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei 5 Thlr. Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee; kein Polizeidiener widersetzte sich ihm. Diese Ausnahme machte auch auf mich als Knaben besondern Eindruck, daß ich den Fall in Reime brachte.“

Ich habe dieses erste Dokument für Heine's poetische

Ader, das er mir mitgetheilt, sorgsam aufgehoben. Es lautet:

> Im Hofgarten zu Düsseldorf
> Der Kaiser ritt durch die Allee
> Mit grünem Rock und kleinem Hut,
> Auf einem Rappen weiß wie Schnee.
>
> Der alte Kurfürst auf dem Markt
> Bedenklich schüttelte den Kopf,
> Woran die Krone gewachsen war
> Wie an dem Nacken der Zopf.
>
> Das Reiten bei fünf Thaler ist
> In der Allee verboten.
> O Polizei, wagst dich nicht an
> Den Kaiser mit deinen Pfoten!

Das war jene Zeit, wo die „Franzosen alle Grenzen verrückten; alle Tage wurden auf den Landkarten die Länder neuilluminirt; die erst blaugewesen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden sogar blutroth; die bestimmten Lehrbuchseelen wurden so sehr vertauscht, daß kein Teufel sie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten sich ebenfalls, Zichorien und Runkelrüben wuchsen jetzt, wo sonst nur Hasen und hinterher laufende Landjunker zu sehen waren. Unter den Fürsten gab es viel Avancement; die alten Könige bekamen

neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Absatz wie frische Semmel; manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt."

Die Zeit änderte sich indeß. Der Kaiser mit dem „welthistorischen Hütlein" zog mit einem Heere nach Rußland gerade auf Moskau zu, der alten Residenz des Moskowiterreiches. Dort fand er zwei gar schlimme Feinde wider sich gewaffnet, in „heiliger Allianz" mit einander verbunden. Es waren — russische Kälte und Hunger. Vor ihnen beugte sich der Siegesgott Napoleons, und das französische Kaiserthum, groß und „herrlich", wie es Europa zuvor nie gesehen, ging zu Schanden, und ganz Europa fiel her über den, dem Element und der Naturnothwendigkeit erlegenen Kaiser, und trieb sein Häuflein zu Paaren. Und „Deutschland wurde wieder frei"; denn es hatte die „Freiheitskriege" gekämpft, und die Kämpfer erhielten „eiserne Kreuze", und das Wohl und Wehe der Völker wurde zu Wien mit obligater Begleitung von Soupertoasten, Ballmusik, Operouvertüren und Schlittenpferdegeklingel geregelt. Und bald herrschte die alte Ordnung wieder, und man sang von Deutschlands Glück und deutscher Freiheit.

Auch Heine stimmte mit ein, und er sang:

Deutschland.

1815.

Deutschlands Ruhm will ich besingen.
Höret meinen schönsten Sang!
Höher will mein Geist sich schwingen,
Mich durchbebet Wonnedrang.

Vor mir liegt das Buch der Zeiten;
Was auf Erden hier geschehn;
Wie das Gut' und Böse streiten,
Alles meine Blicke sehn.

Kam aus fernem Frankenlande
Einst die Hölle schlau, gewandt,
Brachte Schmach und schnöde Schande
In dem frommen, deutschen Land.

Und die Tugend und den Glauben
Und die Himmelsseligkeit —
Alles Gute sie uns rauben,
Gaben Sünde uns und Leid.

Deutsche Sonne wurde düster,
Will nicht leuchten deutscher Schand'!
Und ein dumpfes Trau'rgeflüster
Sich durch deutsche Eichen wand.

Und die Sonne wurde lichter,
Und die Eiche rauschet Freud'.
Kommen sind die Racherichter,
Wollen sühnen Schmach und Leid.

Und des Trugs Altäre wanken,
Stürzen ein im grausen Schlund.
Alle deutschen Herzen danken;
Frei ist deutscher, heil'ger Grund.

Siehst du's lodern hoch vom Berge?
Sag', was deut' die Flamme wild?
's deut' dieß Feuer auf dem Berge
Deutschlands reines starkes Bild.

Aus der Sündennacht enttauchet
Stehet Deutschland unversehrt;
Noch die dumpfe Stelle rauchet,
Wo die schön're Form entgährt.

Aus dem Stamm der alten Eichen
Sprossen Blüthen, herrlich, schön;
Und die fremden Blüthen weichen;
Traulich grüßt das alte Wehn.

Alles Schöne kommet wieder,
Alles Gute kehrt zurück,
Und der Deutsche, fromm und bieder,
Froh genießt sein deutsches Glück.

Alte Sitte, alte Tugend,
Und der alte Heldenmuth.
Schwerter schwinget Deutschlands Jugend;
Hermann's Enkel scheut kein Blut.

Helden zeugen keine Tauben,
Löwengleich ist Hermann's Art;
Doch der Liebe schöner Glauben
Sei mit Stärke gleich gepaart.

Eignes Leid dem Deutschen lehrte
Christus sanftes Wort verstehn;
's zeugt nur Brüder deutsche Erde,
Nur die Menschlichkeit ist schön.

Auch die alte fromme Minne
Kehrt zurück, die Sängerlust,
Zierest herrlich, fromme Minne,
Deutschen Mannes Heldenbrust.

Er ist gezogen aus im Kriege
In die heiße Frankenschlacht;
Um zu rächen Meineidslüge
Blutig mit gewalt'ger Macht.

Und daheim die Frauen regen
Liebevoll die sanfte Hand,
Und der heil'gen Wunden pflegen,
Die geblut't für's Vaterland.

Festlich in dem schwarzen Kleide
Glänzt das schöne deutsche Weib
Und mit Blumen und Geschmeide,
Demantgürtel schmückt den Leib.

Doch noch herrlicher geschmücket
Mit Gefallen ich sie schau',
Wenn am Krankenbett gebücket
Sorgend schafft die deutsche Frau.

Himmels-Engeln wohl sie gleichet,
Wenn sie letzten Labetrank
Dem verwund'ten Krieger reichet;
Sterbend noch er lächelt Dank.

Muthig sich ein Grab erwerben
In der Feldschlacht — das ist süß;
Doch in Frauenarmen sterben,
Das ist Gottes Paradies.

Arme, arme Frankensöhne,
Euch war nicht das Schicksal hold;
An der Seine Strand die Schöne
Buhlet nur nach feilem Gold.

Deutsche Frauen, deutsche Frauen!
Welch ein Zauber birgt dieß Wort!
Deutsche Frauen, deutsche Frauen,
Blühet lange, blühet fort!

Deutschlands Töchter wie Luise,
Deutschlands Söhne Friedrich gleich!
Hör' im Grabe mich, Luise!
Herrlich blüh' das deutsche Reich!

Also stimmte Heine ein in das allgemeine deutsche Tutti; ließ aber bald darauf folgen den humoristischen

Traum.

1816.

Sohn der Thorheit, träume immer,
Wenn dir's Herz im Busen schwillt;
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einst ich stand in schönern Tagen
Auf dem höchsten Berg am Rhein.
Deutschlands Gauen vor mir lagen
Blühend, hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodei'n;
Süße Ahnungsschauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lausch' ich jetzt von meinem Berge
In das deutsche Land hinab,
Seh' ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Riesen Grab.

Muttersöhnchen gehn in Seide,
Nennen sich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeschmeide,
Söldner brüsten sich als Herrn.

Statt Verdienste zählt man Ahnen,
Und den Mann macht nur das Kleid,
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen, Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurcht scheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eisenkleide
Und ein Herz im Manne war. —

Unsre Gartenbeete hegen
Tausend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Segen,
Lind umspielt von Sonnenschein.

Doch die allerschönste Blume
Blüht in unsern Gärten nie,
Sie, die einst im Alterthume
Selbst auf fels'ger Höh' gedieh;

Die auf kalter Bergesveste
Männer mit der Eisenhand
Pflegten als der Blumen beste; —
Gastlichkeit wird sie genannt.

Müder Wand'rer, steige nimmer
Nach der hohen Burg hinan;
Statt der gastlich warmen Zimmer
Kalte Wände dich empfahn.

Von dem Wartthurm bläst kein Wächter,
Keine Fallbrück' rollt herab;
Denn der Burgherr und sein Wächter
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunklen Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wohnlich hegen solche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte,
Wie von Minnesängerhauch;
Denn in diese heil'gen Grüfte
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis' ich;
Denn sie blühen wie der Mai,
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei;

Singen auch in süßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu,
Freilich zweifelnd im geheimen,
Ob das Märchen möglich sei.

Unsre Mütter einst erkannten
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daß den schönsten der Demanten
Nur der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein;
Denn die Frau'n in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein'!

Aberglauben, Trug und Lüge
Herrschen — Leben ohne Reiz;
Und die schöne Jordansperle
Hat verfälscht des Römers Geiz. —

Fort, ihr Bilder schön'rer Tage,
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns versagt!

So waren die äußeren Zustände während der Kinder- und Knabenjahre Heine's, der — wie schon bemerkt — auf dem damaligen Lyzeum seiner Vaterstadt

Düsseldorf Unterricht erhielt. Als ich im Jahre 1812 dorthin kam, war Heine bereits auf einer der höheren Klassen, während ich in „Quinta" eintrat. Ueber das Lyzeum und den Unterricht, den man darauf genoß, hat sich Heine selbst ausführlich vernehmen lassen. „Es wurde — sagt er — viel auswendig gelernt, die römischen Könige, die Jahreszahlen, die Nomina auf im, die Verba irregularia, griechisch, hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen — alles mußte auswendig gelernt werden. Was das Lateinische betrifft — witzelt er — so haben Sie, Madame, keine Idee, wie das verwickelt ist; den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übriggeblieben sein, die Welt zu erobern, wenn sie das Latein erst hätten lernen sollen. Diese glücklichen Leute wußten schon in der Wiege, welche Nomina den Akkusativ auf im haben; ich hingegen mußte sie im Schweiße meines Angesichts auswendig lernen."

„Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen; ich ärgere mich sonst zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten so unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt

die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging's besser, denn ich hatte stets eine große Vorliebe für die Juden, obgleich sie bis auf diese Stunde meinen Namen kreuzigen. Indessen — von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch nicht gar zu kinderleicht; denn wir armen Deutschen haben uns noch obendrein den Adelung aufgesackt, und quälen uns einander mit dem Dativ und Akkusativ. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer (dem damaligen Direktor des Lyzeums), einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von kindauf annahm. Auch in der Mythologie ging es gut; ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé Daulnoy, eines emigrirten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rothe Perücke trug, und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine art poétique und seine histoire allemande vortrug; er war im ganzen Gymnasio der Einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indeß auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben

gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur und vor Allem darf man kein bête allemande sein."

Während der „Kaiser auf der öden Insel des großen Weltmeeres einsam weilte, und nach den blutigen Revolutionsszenen und Kaiseraktionen in Frankreich die dicken Bourbonen wieder herangewatschelt kamen, und die alte Noblesse mit ihrem verhungerten Lächeln graziös herbeihüpfte", und in Deutschland der alte Hessenkurfürst mit Zopf und Korporalstock wieder auf dem Throne saß, und die gute alte Zeit wieder begann unter seinen 34 Herren und Herrchen, hatte Heine das Gymnasium Düsseldorf absolvirt. Den neueren Sprachen hatte er sich mit Fleiß und Eifer zugewandt: französisch und englisch verstand er schon damals in solchem Grade, daß er jeden Klassiker verstand; auch das Italienische trieb er in den letzten Gymnasialferien, da er von seinem Vater zum Handelsstande bestimmt war.

Zunächst wurde er nach Frankfurt am Main gesandt, um die Handlung zu erlernen. Sein Vater hatte ihn bereits ein Jahr zuvor (1814) mit nach der frankfurter Messe genommen, „damit er sich in der Welt einmal

umsehe; das sei bildend." Allein im Gefühle seiner geistigen Kraft und erglüht von höherem Streben vernachlässigte er dieses Brodfach gänzlich. Mit äußerstem Widerwillen unterzog er sich den Kontorarbeiten, und von seinem frankfurter Prinzipal gingen Jeremiaden unter Briefkouverts an seinen Vater nach Düsseldorf ab. Alle Ermahnungen waren fruchtlos; aus dem „Poeten" war kein Kaufmann heranzubilden. Der Oheim Salomon Heine in Hamburg wurde als Familienrath herangezogen; der „dumme Junge", wie dieser ihn nannte, wollte nur studiren. Da rieth denn der Oheim auch dazu, verlangte aber, daß er sich dem Studium der Rechte widme und promovire, um später als Doctor utriusque juris zum Advokaten in der „freien Stadt" Hamburg befähigt zu sein, da er sich selbst überzeugt hatte, daß es mit Erlernung kaufmännischer Wissenschaft nichts sei. Auf des Oheims Veranlassung war Heine nämlich Ende des Jahres 1816 nach Hamburg gekommen, um in dessen großem Bankiergeschäft sich weiter auszubilden; aber dem Scharfblicke des alten Heine blieb es gleich in den ersten Tagen nicht verborgen, daß sein Neffe Harry zu allem, nur nicht zum

kaufmännischen Geschäftsmanne tauge. Und als der Neffe von selbst ihm seine Abneigung dawider offen gestand, so sagte der Oheim ihm seine Unterstützung durch einen bedeutenden jährlichen Wechsel während seiner akademischen Jahre zu. Gegen Frankfurt blieb aber Heine fortwährend wie mit Haß erfüllt, und als dasselbe im Jahre 1821 projektirte, Goethe ein Monument zu setzen, da schrieb Heine, in seinem Grolle gegen das „Krämernest", wie er sich stereotyp auszudrücken pflegte, das nachfolgende Sonett:

Goethe's Denkmal zu Frankfurt am Main.

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen!
Frankfurt's Bewohner haben jetzt beschlossen:
Ein Ehrendenkmal Goethe'n zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen —
So denken sie — daß Wir des Mann's Genossen,
Daß Unserm Boden solche Blum' entsprossen;
Und blindlings wird man Uns im Handel trauen!"

O laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn, behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

In Windeln war er euch einst nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe *eine halbe Welt,*
Euch, *die ein Flüßchen trennt vom Sachsenhäuser.*

In Hamburg war für seine lyrische Muse ein ergiebiger Boden, und die Jahre von 1817 an gerechnet, bis er die Hochschule Bonn besuchte, gehören jedenfalls zu den liederreichsten Jahren in Heine's Leben. Er begann hier in Hamburg zuerst seine poetischen Kinder in die Oeffentlichkeit zu führen. Noch wagte er aber nicht mit seinem wahren Namen aufzutreten. Aus seinem Namen: Harry Heine aus Düsseldorf, förderte er mühsam das Anagramm: „*Sy Freudhold Riesenharf*", und mit diesem seltsamen Dichternamen trat er zuerst im Jahre 1817 in der damals in Hamburg erscheinenden Zeitschrift: „Der Wächter" auf, indem er in No. 17 und 25 die auch in seine Gedichtsammlung und später in das „Buch der Lieder" aufgenommenen Poesien: der *Traum* (Ein langer Traum gar fürchterlich) und: *die Weihe* (Einsam in der Waldkapelle) durch den Druck veröffentlichte. Sämmtliche in seinen „Gedichten" abgedruckten Lieder und Balladen stammen

mit wenigen Ausnahmen aus der Zeit seines Aufenthaltes in Hamburg her; er brachte sie im Manuskript mit nach Bonn, wo er mich nach und nach damit bekanntmachte, indem er sie mir vorlas, über vorgenommene Aenderungen und Varianten meine Ansicht verlangte, kurz sie eifrig und sorgfältig wieder und wieder las und feilte; denn auch ihm galt der Ausspruch eines älteren Dichters: „Auch das Feilen hat sein Schäferstündchen.“ — Davon mehr im folgenden Abschnitte.

Bonn.

1819 — 1820.

Wohl vorbereitet ging Heine zur Universität. Es wurde die eben gegründete Hochschule zu Bonn gewählt, wohin er sich um Ostern des Jahres 1819 begab zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung. Das ein und zwanzigste Lebensjahr war bereits überschritten, als er sich dem akademischen Studium zuwandte, da ihm seine zuerst eingeschlagene kaufmännische Laufbahn mehrere Jahre genommen hatte. Um desto eifriger und mit wahrhaft eisernem Fleiße lag er dem Studium ob. Das Studium der Rechtswissenschaft war zum s. g. Brodstudium nach dem Willen des Oheims gewählt. Wie wenig seine Phantasie und sein reichpoetischer Sinn sich durch Justinians Institutionen und Pandekten angezogen fühlten, bedarf kaum der Erwähnung. Daß er unter diesen Umständen die juridischen Vorlesungen zu „schwänzen" für kein Verbrechen hielt, ergibt sich daraus von selbst, obwohl er später dennoch zu Göttingen

promovirte, vorschriftsmäßig öffentliche Disputationen hielt und sub umbra alarum des geheimen Hofraths Hugo als Dekans der juridischen Fakultät Doctor juris utriusque rite promotus ward.

Mit desto regerem Fleiße und ununterbrochener Aufmerksamkeit wohnte er dagegen den übrigen Vorlesungen in denjenigen anderen Fächern bei, welche seine Neigung gewählt hatte; der Besuch derselben war trotz ihrer großen Zahl unausgesetzt von seiner Seite regelmäßig und pünktlich, so daß keiner seiner Kommilitonen hierin ihm Rang und Vorzug streitig machen konnte.

Geschichte, besonders deutsche Geschichte, sowie Alles, was sich auf deutsche Literatur bezog, war sein Haupt- und Lieblingsstudium während seines akademischen Aufenthaltes auf der Rheinuniversität. Die Vorlesungen Hüllmanns, Radlofs und Schlegels hörte er sämmtlich ohne Ausnahme; seine Hefte waren vollständig und sauber geschrieben; denn er schrieb schnell und schön zugleich — eine Kaufmannshand — und revidirte täglich seine Aufzeichnungen; denn in seinen Lieblingsstudien war er gewissenhaft wie Einer.

Die Vorlesungen des ersten Halbjahres 1818—1819

wurden für drei Fakultäten angekündigt, für die evangelisch-theologische, die medizinische und philosophische. Die erste zählte zwei Lehrer, die Professoren Lücke und Sack; die zweite hatte die Namen Bischoff, Harleß und Windischmann aufzuweisen; die der dritten angehörigen Lehrer bestanden aus den Professoren Arndt, Kalker, Delbrück, Goldfuß, Heinrich, Hüllmann, Kastner, Naeke, Nees von Esenbeck, Nöggerath, Radlof, A. W. v. Schlegel, Strahl und Windischmann, fast alle Männer von Ruf in ihrem Fache, selbst Notabilitäten der deutschen Wissenschaft und Literatur.

Im darauf folgenden zweiten Halbjahre der Hochschule gesellten sich ihnen zu, und zwar in der evangelisch-theologischen Fakultät der Professor Augusti, in der medizinischen die Professoren Mayer und von Walther, in der philosophischen die Professoren Diesterweg, Freitag, Freudenfeld und F. G. Welcker. Den Lehrstuhl der katholisch-theologischen Fakultät betrat zuerst und allein Professor Seber, und in der juristischen Fakultät eröffneten die ersten Vorlesungen die Professoren Mackeldey, Mitter-

maier, Welcker und als Dozent der Dr. Burchardi.

In den beiden nächsten Jahren 1820 und 1821 traten dem Lehrerpersonal hinzu die Professoren Gratz und Hermes als Lehrer der katholischen, der Professor Gieseler als Lehrer der evangelischen Theologie. Die juristische Fakultät gewann den Professor Walter und Dr. Linde, die medizinische die Professoren Ennemoser, Nasse und Stein und die Dozenten Krimer und Weber, die philosophische die Professoren d'Alton, G. Bischoff, von Münchow, Sturm und Wecklein. Die Universität zählte somit vier Lehrer in der evangelisch-theologischen, drei in der katholisch-theologischen, sechs in der juristischen, elf in der medizinischen und zwanzig in der philosophischen — ein Lehrerpersonal, in seiner Gesammtzahl würdig seines Berufs; die junge Hochschule trat somit als ebenbürtige Genossin in die Reihe ihrer älteren Schwestern in Deutschland.

War das lehrende Element also während dieser ersten Periode der Universität seiner Stellung würdig, und an Zahl dem Kreise seines Wirkens angemessen,

so war auch das lernende Element nicht minder in reicher Zahl versammelt, (es überstieg die Zahl von 700 Studirenden) und der Bedeutung seines Berufs und seines Strebens sich bewußt. Der Geist, der alle beseelte, war ausgezeichnet in jedem Betrachte, und Bonns Studentenwelt zeichnete sich durch hohen Grad von Sittlichkeit, durch tiefe Erkenntniß ihres hohen Zweckes, durch richtige Ergründung des akademischen Lebens und Studiums und ihrer späteren Stellung als wissenschaftlich gebildete Glieder in Kirche, Staat und Wissenschaft auf das Vortheilhafteste aus. Fern von wüstem Treiben, zügelloser Rohheit und Gemeinheit, in innigem Verkehr und vereintem Streben nach Ausbildung mit und zu einander wechselten Studium und Austausch der Ideen mit den Freuden des geselligen Verkehrs in makelloser Sittenreinheit und bewährter Ehrenhaftigkeit, und jeder, der in jener Zeit der Universität Bonn anzugehören das Glück gehabt, wird sich derselben mit zufriedener, froher Selbstgenugthuung erinnern; jene Tage gehören ohne Widerrede zu den Höhepunkten seines Lebens.

Das Prinzip der Burschenschaft als eines Ge-

sammtvereins aller Studirenden, als eines alle zu einem Ganzen verbindenden Bundes war das herrschende in jener ersten Periode, das sich in der zweiten Hälfte derselben erst zu lockern und zu lösen begann durch die Stiftung von Landsmannschaften in dem sich bildenden Gegensatze zur allgemeinen Burschenschaft. Die Einheit und das bisher so glückliche und fördersam wirkende Gesammtleben hörte auf, als erste Folge der Gliederung der Studentenschaft in Korporationen, die kurz zuvor seit dem Wartburgsfeste aufgehört hatten, und in eine „allgemeine deutsche Burschenschaft" zusammengeflossen waren. Die Verdächtigungen, welche gegen diese burschenschaftliche Verbindung vorgebracht, die Maßregeln, die Seitens der deutschen Bundesregierungen zur Unterdrückung der „demagogischen Umtriebe" genommen wurden, waren der Gründung von Landsmannschaften günstig, da es auf gänzliche Unterdrückung burschenschaftlicher Tendenzen abgesehen war, und man die Landsmannschaften gleichsam als Gegengewicht betrachtete, und sie, obgleich man alle Verbindungen jeder Art auf Universitäten öffentlich verbot, unter der Hand unterstützte, oder doch stillschweigend

duldete. Es ist hier nicht der Ort, in nähere desfallsige Details einzugehen; es genügt die Bemerkung, daß zu Bonn durch Austreten einer großen Zahl Studirender aus der Burschenschaft und Zusammentreten in Lands- mannschaften — zunächst in die Rhenania und West- falia — jene den neugegründeten Verbindungen als für sich bestehende Verbindung gegenüberstand, dadurch der bisherige Gesammtverein gelöst ward, und mit die- ser Sonderung der Bestandtheile des bonner Studen- tenthums zugleich der tüchtige Geist, der bisher Alle erfüllte, von dannen wich und in entgegengesetzter Rich- tung im Streben und Treiben sich kund gab, das von dem bis dahin eingeschlagenen Wege abwich, unförder- lich dem Zwecke des akademischen Lebens als Vorberei- tung zu dereinstiger tüchtiger Mitgliedschaft des öffent- lichen Lebens, obwohl das Leben in den Landsmann- schaften noch nicht den durchaus schädlichen Charakter der Entartung und Entsittlichung annahm, wie er auf den übrigen deutschen Universitäten sich früher kundge- geben im Hinstreben nach entwürdigenden Genüssen, in polternder, gehaltloser Renommisterei, in gänzlicher Verkennung des Zweckes akademischen Zusammenlebens

und den tollsten Ausbrüchen der Rohheit und Gemeinheit. Die sittliche Bedeutung der Burschenschaft ward durch die allgemeine Bundesgesetzgebung zu Grabe getragen, dem allgemeinen Streben nach moralischer Reinheit und Vervollkommnung dadurch hemmende Schranken gesetzt, und man darf frei und ohne sich der Gefahr auszusetzen, auf gegründete Widerrede zu stoßen, die Behauptung aussprechen, daß jene gesetzlichen, auf Aufhebung der allgemeinen Burschenschaft abzielenden Gesetze auf die sittliche und wissenschaftliche Ausbildung der akademischen Jugend Deutschlands in jenen Jahren sowohl, als fortwirkend auf die folgende Zeit nachtheilig eingewirkt haben. Mochte auch ein zwanzigjähriger Weltverbesserer an Reformträumen leiden — Träume sind Schäume — und was hat unsere letzte Zeit für Schwindler und Jakobiner zu Tage gefördert, eine ganze zahlreiche Brut von Demagogen reaktionärer Tendenz, die selbst in unter polizeilicher Zensuraufsicht erschienenen Schriften Aufruhr predigten, in Zeitungen zur Entzweiung des deutschen Vaterlandes, zur Schilderhebung einer Partei wider die andere aufriefen, frei und ungestraft, und ungehemmt durch irgend eine

Maßregel eines Bundesstaates, während damals der ganze deutsche Bund zusammentrat wider der Jugend eitle Hirngespinste, jüngst aber den ernsten, gefährlichen Umtrieben von Männern, welche die Flamme des Aufruhrs im eigenen Vaterlande anzufachen glühten, kaum einzelne Bundesregierungen mit einem Bücherverbote entgegenwirkten. Also ist die Zeit, ewig wandelbar und unstät in ihren Ansichten. Damals belegte man den Traum deutscher Einheit mit dem Anathem, denn jede Gefahr von außen war fern; in unsern Tagen ward jedes Mittel angewandt, ihn gleich einem Geiste heraufzubeschwören und jedes Widerstreben zu bannen; denn Gefahr schien nahe.

Tüchtig in allen Bezügen, ohne Makel irgend einer Art, ruhig, sonder Trotz, gehorsam war der Geist, der Bonns Studentenwelt erfüllte; es bedurfte kaum des Gebrauchs der Zügel der Disziplin; denn der Student war willig und fügsam. Keine Unordnung, keine Ruhestörung, keine Mißhelligkeit gab sich während der ganzen ersten Periode kund. Nur einer in die Oeffentlichkeit getretenen und vielfach in öffentlichen Blättern besprochenen Opposition gegen einen Professor ist zu ge-

denken, wozu dieser aber selbst herausfordernd die Veranlassung gab in konvertitischer Verblendung. Ich meine damit die wider den Professor Freudenfeld, später Jesuiten im Kollegium zu Freiburg, ins Leben getretene Kundgebung der Mißbilligung eines grundlosen Angriffs auf den Charakter Luthers in einer seiner Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, in Folge deren derselbe das Feld des Hörsaales räumen mußte, bedeckt von unrühmlichem Staub, den Scharren und Stampfen aufgewirbelt hatte und verfolgt von dem Siegesrufe der tumultuirenden Jugend: Heraus! Gleich einem Lauffeuer durchlief die Universität Tags vorher die Kunde, Freudenfeld sei in seinen Vorlesungen bis zu Luther gelangt, und jedem der Universität Angehörigen war die Vorahnung lebendig, daß der Reformator vor dem Richterstuhle Freudenfeld's keine Gnade finden würde, und zum Voraus, ohne irgend eine Verständigung gestaltete sich in dem gesunden Sinne der Studentenwelt der Entschluß lauter und selbsteingreifender Parteinahme wider den von der Reformation abgefallenen Dozenten. Nicht unbekannt konnte dem Senat sein, was bevor

stand. Schon zeitig vor dem Beginn der Vorlesung war der Pandektensaal überfüllt; die Pedelle waren auf den Beinen; die Stunde der Vorlesung schlug, Freudenfeld trat ins Auditorium, um dasselbe nach kaum zehn Minuten wieder zu verlassen. Man ließ es geschehen, um ein begründetes Motiv zur Entfernung dieses zugleich zu den Diis minorum gentium des Lehrerpersonals gehörigen, der damals minder als heut zu Tage indifferenten Studentenwelt verhaßten Verkündigers der Wissenschaft aufweisen zu können, die dann auch kurz darauf erfolgte. Die akademische Disziplin, die bekanntlich mit verbundenen Augen das Schwert handhabt gleich der Göttin Gerechtigkeit, forderte indeß auch ihr Opfer, und brach den Stab über einen Studiosus theologiae aus Breslau, den sie als angeblichen Rädelsführer relegirte, obwohl mit Ausnahme des Freudenfeld'schen Anhangs, Jarcke und Goßler an der Spitze, das Auditorium in seiner Mehrzahl sich erhoben und den Widersacher der Reformation herausgetrommelt hatte.

Eine Emeute geringerer Bedeutung brach gegen den Professor Heinrich aus, der in seiner Charakterselt-

samkeit und mehr als „göttlichen Grobheit" als Todfeind der Augenbewaffnung, in seiner äußern Taktlosigkeit sich soweit vergaß, einen Hospitanten, der eine Brille trug, darüber öffentlich im Kollegio zur Rede zu stellen und sich die Anschauung seiner Person durch das Medium der Brillengläser zu verbitten. Das entgalt ihm dann Tags darauf die weniger taktlose bonner Burschenwelt, die in großer Zahl sich in seiner Vorlesung einfand; alle Bänke des Auditoriums füllend, Mann für Mann mit Kneipbrillen auf der Nase, ihn anstierte. Und Heinrich verbiß seinen Groll und kommentirte, obwohl wuthschäumend, die vierte Satire des Juvenal.

Auf diese beiden Ostentationen beschränkte sich das Studententhum dieser Periode, im ersten Falle verdient strafend, im letzteren ebenso verdient spottend, in richtigem Gefühle des ihm zustehenden Rechts schleunigster Selbsthülfe wider bornirteste Arroganz. In beiden Fällen war sie dazu herausgefordert, zu dem ersten tumultuösen Auftritt durch unzeitigen Eifer eines Konvertiten, der in blindem Groll und unwürdig seiner nicht begriffenen Stellung als akademischer Lehrer ver-

fuhr, gereizt, im zweiten Falle dazu durch offenkundigen Mangel an Lebensklugheit und Savoir vivre eines unbeholfenen reizbaren Lehrers veranlaßt.

Was die Zustände der Studentenwelt außerhalb der Vorlesungen und Hörsäle betrifft, so waren dieselben isolirt und auf sich beschränkt. Die Bürger der Universitätsstadt, aus Kaufleuten von im Ganzen geringer Bedeutung, Gewerbe und andere bürgerliche Beschäftigungen Treibenden, aus den Beamten des Ober-Bergamts, des landräthlichen Bureaus und des Friedensgerichtes bestehend, separirten sich während der ersten Jahre gänzlich; kaum daß man hie und da an den öffentlichen Orten einer Einwohnerfamilie ansichtig ward; selbst auf den Spaziergängen waren sie eine seltene Erscheinung. Von Einführung der Akademiker in Familienkreise war mit seltenen Ausnahmen, die auf Empfehlungen, Verwandt- und Bekanntschaften basirten, kaum die Rede. Ihr Verhältniß zu den Professoren außer den Hörsälen war im Ganzen genommen nicht anders; nur in Arndt's gastlichem Hause fand man sich — wenn auch in geringerer Zahl — ein und war herzlich willkommen; Nasse, der Mediziner, versammelte

seine Schüler zu wissenschaftlichem Ideentausche um sich, und Mackeldey, obwohl im höchsten Grade gesellig, ward durch gänzlichen Mangel des Gehörs gehindert, zahlreicheren Besuch um sich zu sehen. Bei Schlegel fand sich nur exquisite Gesellschaft ein, während dieser Periode indeß selten, späterhin aber häufiger, und während der Anwesenheit der Kurfürstin von Hessen, die von dem Hausherrn in eigner Person an der Hausschwelle empfangen und hinaufgeleitet ward, unter Vortritt von Bedienten mit silbernen Armleuchtern durch die weitgeöffneten Flügelthüren in die prachtvoll geschmückten Salons eintrat, mit allen Zeremonien und Requisiten der strengsten Etikette. In diesen Soireen wurden gesangkundige Kommilitonen geladen, die als Sängerchor mit musikalischen Produktionen unterhielten. Sonst fand wenig Gemeinschaft zwischen Professoren und Studirenden statt, die sich meist auf Anmeldungen zu den Vorlesungen, Vorzeigen der Honorarquittung der Universitätsquästur und Gesuche um Ausstellung von Attesten über die „mit rühmlichem Fleiß" besuchten Kollegien beschränkte. Sogar das akademische Lesezimmer im Universitätsgebäude, zur

Lektüre von Zeitungen und Journalen bestimmt, war in jener Periode ein Regal der Professoren und den Studirenden als Laien der Eintritt in dieses Heiligthum verschlossen; für sie mußte der Journalzirkel des Buchhändlers Markus aushelfen.

So war denn der bonner Student jenes Zeitraums in seiner äußern Stellung auf sich und seine Genossenschaft allein angewiesen, und daraus ging denn ein ununterbrochenes Zusammenleben unter sich hervor; am Abend nach getragener Tageslast im Winter in den „Kneipen“ bei Wein, Bier und Tabak, zur Sommerzeit außerhalb der Stadt auf der „Vinea domini,“ in Beul, auf der Baumschule u. s. w., an den Sonntags- und andern kollegienfreien Nachmittagen weiter hinaus auf Ausflügen nach Godesberg, Königswinter, ins Siebengebirge, nach dem Rolandseck und Nonnenwerth, alles meist zu Fuß oder auf dem Rhein in offenen Nachen, den Fluß selten weiter als Köln, wo sich der bonner Student des Straßenjungen-Nachrufs: „Bönnsche Geck“, seiner dort ungewohnten Burschentracht halber, gefallen lassen, auch später daselbst bei dem Faschingszuge durch die Stadt in karikirte Pro-

trätirung seinen Doppelgänger sehen mußte, wogegen in Köln der „Köllsche Driſſes" zu Hause war und im Munde der nicht akademischen Straßenjugend lebte; denn Neid und Rivalität haben Jahrhunderte lang zwischen beiden Städten gelebt, von Köln ausgehend, dem der Aufenthalt seines Kurfürsten zu Bonn und Poppelsdorf ein Dorn im Auge, ein Stein im Magen war. — Im Beginn der Universität sahen die Aelteren auf die junge Kollegin mit neidischen Augen; man mißgönnte ihr ihre herrliche Lage am Rhein und hob hervor, daß die Vertreter der Wissenschaft daselbst „ein vergnügliches Leben führten und zum Theil in Palästen wohnten, in denen einem hallischen oder königsberger Professor das Bewußtsein einer Kirchenmaus überkommen möchte."

Also gestaltet waren und gestalteten sich die Zustände und Bezüge der neubegründeten Rheinuniversität, während sich Heine dort befand. Eine auffallende Erscheinung war es, daß, während das lehrende Element der Univerſität in enger Beschränkung auf den ihm zunächst angewiesenen Wirkungskreis — die Vorlesungen — sich stereotypirte, und nicht theilnehmend in die

Wirren und Kämpfe und ihre Anforderungen trat, aus dem lernenden Elemente jenem gegenüber sich entwickelnd, Individuen hervorgingen, deren spätere Lebensaufgabe gerade die entgegengesetzte Richtung ward.

Der Zufall hatte in jener Periode eine Zahl von Jünglingen hier gleichsam zusammengewürfelt aus den verschiedensten Theilen des deutschen Vaterlandes, die, im ganzen wenig unter und zu einander in Bezügen stehend, vielmehr jeder von ihnen in besonderen, fern von einander stehenden Kreisen sich bewegend, auf eigner Bahn auch späterhin zum öffentlichen Vorkämpfer- und Wortführerthume der heterogensten Bestrebungen und Richtungen auf der offenen Wahlstatt der Ansichten und Bestrebungen in Politik, Glauben, Literatur und Wissenschaft gelangten. Es hatten sich damals auf der Rheinuniversität Adams, Bauerband, Böcking, Daniels, Dieffenbach, Cleinich, H. Goßler, Grundschöttel, Hagenbach, Hagnauer, H. Heine, Hengstenberg, Hoffmann (von Fallersleben), Jarcke, Liebig, Linde, Wolfgang Menzel, Johannes Müller, Reuter, J. B. Rousseau, Simrock, Willberg und andere zusammen-

gefunden; wir alle hielten uns — wie man in Göttingen testirt — „Studirenshalber“ dort auf, wir waren alle an der Neige des vorigen oder im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts geboren, lebten in burschenschaftlichem Verkehr mehr oder minder mit einander, trugen ungestraft die schwarz-roth-goldenen Farben an Mütze, Uhrband und Tabakspfeifenquasten, die nicht lange nachher unter dem demagogenriechenden camptz-zschoppeschen Regimente mit Relegation und Haft verpönt waren, und trennten uns darauf in den nächstfolgenden Lebensjahren, mehr oder minder in den verschiedensten Bestrebungen und Richtungen in Ansicht, Gesinnung und Ueberzeugung auseinandergehend.

Mir war nicht bekannt, als ich im Herbste 1819 nach Bonn kam, daß Heine da sei. Am Tage nach meiner Ankunft daselbst traf ich ihn am Rheinufer, wo er mit mehreren zusammenstand und Fischern im Kahne zuschaute. Da hörte ich den ersten „Witz, den er riß“, indem er seiner Umgebung zuraunte: „Seid auf Eurer Hut, daß Ihr nicht ins Wasser fallet! Man fängt hier Stockfische.“ Dabei reckten sich seine Mundwinkel scharf auseinander und der alte bekannte satirische Zug

spielte um seine Lippen. — Nach anderthalbjährigem Zusammenleben mit uns verließ Heine Bonn und begab sich nach Göttingen, im Bewußtsein, seine Zeit gut angewandt zu haben, während ich mit mehreren mich Heidelberg zuwandte.

Die Mütze von brennendrother Farbe, weit nach hinten auf den Kopf geschoben, der Rock — im Winter Flausch, im Sommer von gelbem Nankingzeuge, beide Hände in den Hosentaschén, mit nachlässigem Gange, stolpernd und rechts und links umherschauend — das waren die Umrisse zu Heine's äußerem Bilde, wenn er über das Straßenpflaster zu Bonn schlenderte, die Mappe unter dem Arme, um ins Kollegium zu gehen, das Gesicht fein — weißer Teint, lichtbraunes Haar, ein kleines Bärtchen unter der Nase, die Gesichtsfarbe feingeröthet.

Die wenige Zeit, welche Heinen während seines bonner Aufenthalts der Besuch der vielen von ihm gewählten Vorlesungen, die Revision seiner Hefte und das Studium übrigließen, war der Muse gewidmet; und keine Minute dieser „Musezeit" ließ er unbenutzt vorübergehen. Allen neuen Erscheinungen auf poetischem

Gebiete, sowohl des Inlandes wie des Auslandes, wenn sie nur einigen Werth hatten, wandte er seine Aufmerksamkeit zu; die übrige Zeit ward dichterischem Schaffen gewidmet. Niemand konnte strenger gegen sich selbst sein als er, obwohl schwerlich irgend jemand seinen poetischen Produktionen die Feile ansieht, welche er, nimmer mit seinen Leistungen zufrieden, stets aufs neue wieder anlegte. „Streng sei gegen dich selbst!“ war das Motto bei aller seiner poetischen und literarischen Thätigkeit, das er auch uns, seinen jüngeren Freunden, stets vor Augen führte; und schwerlich möchte neben ihm und Bürger ein anderer deutscher Dichter aufzuweisen sein, der die Feile so oft und wiederholt, selbst bei dem kleinsten Gedichte, anwandte, und dessen Produktionen nichtsdestoweniger die so oft angelegte Feile auch nicht im mindesten zur Schau tragen, indem sie überall leicht hingeworfen und wie aus einem Gusse erscheinen, oft gar Flüchtigkeit zu verrathen scheinen, obwohl niemand davon entfernter war als gerade Heine.

Niemand hat die alte Regel des Horaz besser und genauer befolgt als er: Nonum prematur in annum.

Indeß scherzte er selbst darüber und wies sie von der Hand. Diese horazische Regel — sagte er — mag, wie manche andere der Art, sehr gut in der Theorie gelten; aber in der Praxis taugt sie nichts. Als Horaz dem Autor diese Regel gab, sein Werk neun Jahre im Pulte liegenzulassen, hätte er ihm auch zugleich das Rezept geben sollen, wie man neun Jahre ohne Essen zubringen kann. Als Horaz diese Regel ersann, saß er vielleicht an der Tafel des Mäzenas und aß Truthahn mit Trüffeln, Fasanenpudding in Wildpretsauce, Kirchenrippchen mit teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianische Vogelnester und Gott weiß! was noch mehr, und alles — umsonst. Aber wir, wir unglücklichen Spätgebornen, wir leben in einer andern Zeit; unsere Mäzenaten haben ganz andere Prinzipien; sie glauben Autoren und Mispeln gedeihen am besten, wenn sie einige Zeit auf dem Stroh liegen; sie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Gedanken- und Bilderjagd, wenn sie zu dick gefüttert würden. Ach! und wenn sie ja mal einen armen Hund füttern, so ist es der unrechte, der die Brocken am wenigsten verdient. Und warum sollte ich auch die Regel ausüben? Ich habe

des Guten soviel zu schreiben, daß ich nicht Federlesens zu machen brauche.

Das Letztere war richtig; indeß förderte er nicht viel auf einmal zu Tage, non multa, sed multum; aber bei seiner angestrengten Thätigkeit gab das Multum auf die Dauer auch Multa. Wie er feilte, kann ich aus einigen von Heine's Hand beschriebenen Blättchen, die vor mir liegen, nachweisen. Ich wähle nur eins derselben, worauf er zuerst das durch Aufnahme in seine Gedichtsammlung*) bekannt gewordene Lied:

Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Blätter blühn u. s. w.

niedergeschrieben. Hier heißt es gleich in der ersten Strophe:

Die liebe Erd' ist grün.

Die Schlußstrophe lautet bekanntlich:

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

---

*) Vergl. Reisebilder II. S. 262.

Diese Schlußstrophe hat er vielfach durchstrichen und variirt:

Doch ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras,
Ich hör' ein süßes Klingen,
Und träum', ich weiß nicht was.

Ferner:

Ich sitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras.
Da kommt ein sanfter Schlummer,
Ich träume, ich weiß nicht was.

Und ferner:

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was;
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Alle diese Varianten fanden vor der scharfen kritischen Feile des Dichters keine Gnade; sie wurden gestrichen, und an ihre Stelle trat die oben zuerst angeführte Strophe.

Die Mehrzahl der in seine „Gedichte" aufgenommenen Lieder und Balladen hatte er während seines hamburger Aufenthalts gedichtet. In Bonn schrieb er sämmtliche darin aufgenommene treffliche Sonette; nur

wenige Lieder fielen in die Zeit des akademischen Aufenthalts zu Bonn, darunter eins seiner trefflichsten, welches ihm abhandengekommen sein muß, da ich es nirgend in seinen Schriften abgedruckt finde. Es möge daher hier seine Stelle finden:

Seufzer.

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn,
Und biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann schwindet all mein Ueberfluß,
Und ich bin bettelarm.

Ein anderes Lied aus jener Zeit, das er mir gleich, nachdem er es niedergeschrieben, gab, ist auch keiner seiner Liedersammlungen, selbst nicht seinem „Buch der Lieder" einverleibt. Ich bewahre es daher hier auf:

Meine Lieder.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein;
Ich schickte sie zu riechen
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küsse fein;
Ich schickt' sie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Erbsen klein;
Ich kocht' eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

Fast alle seine Gedichte im handschriftlichen Konzepte zeigen deutlich, wie emsig Heine an Gedanken wie an der Form feilte. Wie gern überredet man sich nicht, daß der Dichter sie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle seiner Seele immer auch gleich die Gestalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuskripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Diese reizende Leichtigkeit, dieser rhythmische Wohlklang, diese scheinbare Nachlässigkeit — sie sind die Frucht der kalten Ueberlegung, das Produkt des sorglichsten Nachdenkens. Die schärfste Kritik, das feinste Ohr wachen über diesen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung.

In Bonn versuchte sich Heine zuerst in der Prosa.

Die Vorlesungen Schlegel's über das Nibelungenlied veranlaßten ihn, seine Gedanken über dasselbe kurz niederzuschreiben. Ich besitze den kleinen Aufsatz handschriftlich. Er lautet:

„Das Nibelungen-Lied.

— — Ein Eiland am Rhein, der Rosengarten genannt, erinnert an die herrliche Maid, die seiner wartete in Urzeiten, Chriemhilde, und an unser Heldengedicht, das viel verkannte und viel überschätzte Nibelungenlied aus der Zeit der höchsten Blüthe der Poesie des Mittelalters, welches, wie Johannes von Müller sagt, keinen kaltlassen kann. Es ist mehr tragisch-erhaben, als episch-schön; neben dem Mythischen und Wunderbaren herrschen christliche Ideen, jedoch treten sie im ganzen wenig hervor, und kann dieß als Basis gelten, daß Grund und Ursprung der Sage über die Zeiten des Christenthums hinausreichen. Ueberirdische Kräfte wirken wenig darin; nur die Tarnkappe behauptet ihr Recht; außer dem Einspielen der Träume, dem Lindwurme, dem Bluten des Leichnams in der Nähe des Mörders, der Wünschelruthe und den wahr-

sagenden Nixen der Donau sammt dem Zwerge Albrich und dem Riesen ist alles klar, und klar und stark prägen sich die Charaktere aus, unter denen vorzugsweise Siegfried, Chriemhilde, Gunther, Brunhilde, Hagen und Dietrich von Bern hervorragen. Siegfried ist heldenmüthig, redlich, offen; Chriemhilde voll zärtlicher treuer Liebe zu dem Gatten, die sie zu wilder, unweiblicher Rachsucht und Grausamkeit anspornt, dennoch aber mehr zu Mitleiden auffordert, als Haß gegen sie hervorruft; Gunther, ein Fürstenschwächling voll Haß gegen seine Schwester; Hagen tapfer, wild, hinterlistig, grausam, doch in dem Maße, daß er Theilnahme behält; Brunhilde männerhassend, voll Eifersucht und Rachgier; Dietrich von Bern sanft, doch tapfer und männlich-liebenswürdig.

Das Nibelungenlied könnte unsere deutsche Ilias werden — ist Johannes von Müller's bekannter Ausspruch. Warum und wie dieses Epos zu dieser Stufe erst gelangen soll, ist mir jedesmal, so oft ich das las, oder das Gedächtniß diese Aeußerung mir zurückrief, aufgefallen und einigermaßen parador erschienen, da es troß aller Gegenäußerungen eher auf diese Ehrenstelle

Anspruch macht, als irgend sonst ein episches Produkt deutscher Poesie. Denn welches deutsche Epos macht ihm wohl diesen Rang streitig? Etwa das unepische Gedicht Goethe's, Hermann und Dorothea, welches die knechtischen Goethefrösche mit ihrem ewigen Koaxen gern als das erste und einzige Epos Deutschlands ausgeschrieen hätten und wirklich ausgerufen haben, ohne jedoch Nachschreier und Nachrufer zu finden, welches nicht einmal idyllisch, sondern nach Weise der niederländischen Malerschule ein deutsches Klein- und Stillleben malt, und fern im Hintergrunde nicht einmal eine große Landes- und Weltbegebenheit, sondern einen Zug armer Flüchtlinge auf Wagen und Mauleseln blicken läßt? Oder will man Klopstock's tiefreligiösen, frommbegeisterten Hymnus auf den Messias in das Geschlecht des Epos hinüberpfropfen, wie viele kritische Botaniker versucht haben? — Wohl ist es ein kühn sich hinaufwindendes Gewächs im großen deutschen Garten der Poesie, aber keine epischkräftige, kühnaufstrebende, männliche Eiche. Das Nibelungenlied aber ist diese tausendjährige gewaltige Eiche, die im Laufe der Jahrhunderte sich also entfaltet hat und unverletzt geblieben

ist im Sturm der Zeiten, die heilige Eiche des deutschen Riesengottes, woraus er zu uns redet mit allgewaltiger Stimme: Es ist unsere Ilias." —

Der Aufsatz über das Nibelungenlied trat nicht in die Oeffentlichkeit, was indeß mit seinem zweiten Versuche in Prosa der Fall war. Ein Angriff auf die Romantik in dem „Kunst- und Wissenschaftsblatte," einem Beiblatte des bekannten „Sprechers" oder „Rheinisch-westfälischen Anzeigers," der dazumal in Hamm erschien, veranlaßte Heine zu einer Entgegnung, die er in jenem Blatte abdrucken ließ. Sie lautete:

„Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
A. W. von Schlegel.

Nro. 12 und 14 dieser Blätter enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und neu glossirte Satire wider Romantik und romantische Form. Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hierdurch der Sache selbst nutzen würde? Nro. 124 der Hall. allgem. Literatur-Zeitung enthält die Rezension

einer solchen Gegensatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu sein scheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich — Achselzucken. Ich wenigstens möchte daher, nicht ohne Aussicht, dadurch nutzen zu können, also bloß des Scherzes halber, von einer Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen Wortes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke steckt, und wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch manches mit unter, wodurch das deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemische Ausfälle, und ganz unbefangen, meine subjektiven Ansichten über Romantik und romantische Form hier mittheilen.

Im Alterthume, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise das Aeußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daß es noch etwas besseres gibt als Sinnenrausch, als die unüberschwenglich beseligende Idee des Christenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern jederzeit im Gemüthe erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühte, späterhin vom kalten

Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist dasjenige die wahre Romantik, was so viele dafür ausgeben, nämlich: ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen ebenso klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen, verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. v. Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsre größten Plastiker sind. In

Goethe's Faust und Liedern sind dieselben reinen Umrisse, wie in der Iphigenie, in Hermann und Dorothea, in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegel's sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Konturen, wie in dessen wahrhaft plastischem Rom. O, möchten dieß doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen!

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuern Einfluß das Christenthum, und in dessen Folge das Ritterthum auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtete schon längst auf dem Altare unserer Poesie; kein Priester brauchte noch geweihtes Oel hinzuzugießen und kein Ritter brauchte mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrschling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deßhalb soll auch die deutsche Muse wieder ein

freies, blühendes, unaffektirtes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.

Möchten doch viele diese Ansicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Lorbeer muß welken, ehe wieder das Oelblatt auf unserem Parnassus hervorgrünt.

H. Heine."

Heine's erster dramatischer Versuch fällt gleichfalls in die Zeit seines Aufenthaltes zu Bonn. Die kleine Tragödie in einem Akte: William Ratcliffe war dieser erste Versuch auf dem Gebiete des Drama's, die er später in seine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" durch den Druck veröffentlichte. Es war dieselbe, obwohl von untergeordneter dramatischer Bedeutung, für die Bühne bestimmt, und auf Bühneneffekt berechnet, übrigens ein Sprößling nach Muster und Vorbild der werner-müllner'schen Schule, deren Erzeugnisse damals auf allen deutschen Bühnen Effekt machten. Die Ausführung ist kurz, aber kräftig; viele einzelne Spezialitäten darin sind trefflich. Zur Be-

urtheilung des Werthes dieses Drama's will ich — um dem Dichter in keiner Weise zu nahe zu treten — den Maaßstab daranlegen, den er selbst an eine dramatische Dichtung angelegt wissen will. „Von einem Dichter — sagt Heine irgendwo — verlangt man zwei Dinge: in seinen lyrischen Gedichten müssen Naturlaute, in seinen epischen oder dramatischen Gedichten müssen Gestalten sein. Kann er sich in dieser Hinsicht nicht legitimiren, so wird ihm der Dichtertitel abgesprochen, selbst wenn seine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung sind. Die Gestalten, die ich meine, sind nämlich seine selbstständigen Geschöpfe, die vor dem schaffenden Dichtergeiste, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronion's, vollendet und gerüstet hervortreten."

Diese Gestalten aber vermißt man in dem kleinen heine'schen Drama gänzlich, und derselbe Vorwurf, den er dem Grafen Platen machte, trifft in dieser Hinsicht auch ihn selbst. Aber eine andere als dramatische Virtuosität gibt sich darin zu erkennen, und das ist die Wahrheit der Schilderung der Eigenthümlichkeiten Schottlands — dort ist nämlich der Schauplatz des

Stücks — der dortigen Lokalitäten, des Lebens, des Kostüms im weiteren Sinne des Worts mit den treuesten Farben und in den sichersten Umrissen, kurz die ganze Physiognomie des schottischen Hochlandes und Altenglands, die er, da er damals noch nicht über den Kanal geschifft war, nicht aus eigener Anschauung kannte, sondern nur durch jene „wundersame Intuition, die dem Dichter die Anschauung der Wirklichkeit entbehrlich macht," und welche sich u. a. auch in Jean Paul's Schilderung der Isola bella so glänzend zu erkennen gibt. Ausgeprägte Charakterdarstellung dagegen mangelt der Mehrzahl der im Stück auftretenden redenden Personen; immer aber doch ist dieser erste dramatische Versuch Heine's den damals bewunderten Erzeugnissen der Bühnenwahl in jeder Hinsicht — wenigstens ebenbürtig.

Außer dem Ratcliffe waren es meist nur Gedichte kleineren Umfanges, Lieder und Sonette, die er in seinen Mußestunden nach der Studienzeit förderte. Aus einem Brouillon gebe ich einige, die, soviel ich mich augenblicklich erinnere, nicht in seine verschiedenen Gedichtsammlungen später übergegangen sind.

Es hebt die Wasserlilie
Ihr Köpfchen aus dem Fluß;
Da wirft der Mond herunter
Manch lichten Liebeskuß.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n:
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den zärtlich blassen Gesell'n.

Morgen send' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Rosen,
Die ich brach in Dämm'rungsstunden.

Weißt du, was die hübschen Blumen
Ganz verblümt dir sagen möchten? —
Treu sein sollst du mir am Tage,
Und mich lieben in den Nächten.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Vermeiden dich — o zürne nicht!
Schlecht paßt dein Antlitz schön und blühend
Zu meinem traurigen Gesicht.

Weil ich dich liebe, wird so bläßlich,
So elend, hager mein Gesicht;
Du fändest mich am Ende häßlich
Ich muß dich meiden — zürne nicht!

Der Brief, den du geschrieben,
Er macht mich gar nicht bang:
Du willst mich nicht mehr lieben;
Jedoch — dein Brief ist lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich —
Ein kleines Manuskript:
Man schreibt nicht so ausführlich
Bei Körben, die man gibt.

Zwei Notabilitäten von europäischem Rufe gehörten damals der Zahl der bonner Professoren an: August Wilhelm von Schlegel und Ernst Moritz Arndt. Beiden gebührt eine ausführlichere Schilderung; beiden verdankt die Studentenschaft jener Zeit viel, dem Ersteren besonders Heine, indem er seine Gedichte einer genauen Durchsicht und Korrektur unterzog. Beider Auftreten und Erscheinen in der Oeffentlichkeit war ein durchaus verschiedenes.

Ich sah und sprach Arndt zum erstenmale im Oktober 1819, wo ich in Bonn eintraf. Ich meldete mich als Zuhörer seiner Vorlesungen über deutsche Geschichte. Er stand da noch in den Jahren vollster Manneskraft. Sein Wohngebäude, in seiner, wenngleich kleinen, aber

herrlich hart am Rheine vor dem koblenzer Thore gelegenen Besitzung mit der unvergleichlichen An- und Aussicht des Siebengebirges und Godesbergs, war kurz zuvor beendet. Ich traf ihn beschäftigt im Garten.

Herzlich und zutraulich, und wie jeden so auch mich auf der Stelle einnehmend, war sein Wort, sein Empfang. Seine Frage, woher ich stamme, wo die Meinigen, knüpfte das Gespräch an Westfalen, an Stein (den großen Staatsmann) und sein westfälisches Sanssouci: Kappenberg, an Norddeutschland und an seine Heimat, die Insel Rügen. In jedem Worte trat der Mann der Biederkeit, Hoheit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, erfüllt von reinster Begeisterung für Vaterland, Freiheit, Recht und Wahrheit, hervor; vor mir stand er da, der „deutsche Wächter"*), dessen einziges Ziel nur Deutschlands Wohl und Ehre immerdar gewesen in den Tagen seiner Größe und Erniedrigung, in den Stunden der Gefahr und Sicherheit, in den Jahren seines Ruhmes und seiner Schmach, seiner Unterjochung und Erhebung. Das war auch der Geist,

*) Der Name der Zeitschrift, welche er — gleichzeitig mit Görres' „Rheinischem Merkur" — herausgab.

der seine geschichtlichen Vorlesungen belebte und erfüllte, wodurch er auf Sinn und Gemüth der akademischen Jugend seiner Zuhörerschaft anregend wirkte.

Schlegel's akademische Vorträge hatten nicht diesen Erfolg: er las über alte und neue deutsche Literatur, erklärte das Nibelungenlied und andere Erzeugnisse der altdeutschen Poesie. Dagegen waren seine Vorlesungen über akademisches Leben und Studium, womit er das erste Halbjahr 1819 eröffnete, musterhaft, eine Fülle von Kenntnissen über das ganze menschliche Wissen entfaltend, die zur Bewunderung das ungeheuer zahlreiche Auditorium hinriß, welches den ganzen Pandektensaal füllte und wozu sich viele der Professoren Bonns gesellten. Er entwickelte darin einen Scharfsinn und Tiefblick in die einzelnen Fächer der Wissenschaft von der Philosophie bis zum positiven Recht, von der Theologie bis zur Naturkunde, welcher von der ersten bis zur letzten Stunde fesselte. Sein äußerer Vortrag war dazu in allen seinen Erfordernissen vollendet.

Wie er überhaupt auf äußere Repräsentation hielt, so auch in seinen Vorlesungen: der Solitär am Finger,

das Ordensbändchen der Ehrenlegion im Knopfloch fehlten nie, und seinen Zuhörern wird der silberne Armleuchter mit Wachslichtern auf dem Katheder zu seiner Rechten immer in der Erinnerung gegenwärtig sein. Spott und Verunglimpfung ist ihm zutheil geworden: aber die Welt erkennt die Verdienste des deutschen „Professors“ an, der es in seinem titelreichen Vaterlande neben und unter Tausenden gelehrter Stümper, die nicht werth waren, ihm die Schuhriemen zu lösen, nicht zu einem — Titel hat bringen können. Wohl aber haben Frankreichs und Schwedens Beherrscher ihn belohnt, für den Deutschland keinen Medizeer als Mäcen hatte.

Heine war der fleißigste Zuhörer Schlegel's und ließ keine seiner Vorlesungen unbenutzt und ungehört vorübergehen. Nicht anders war es mit Hüllmann, dem emsigen, scharfsichtigen Historiker, der aus Tausenden von Urkunden, Chroniken, Aktenstücken und Relationen die Geschichte — besonders Deutschlands — alle seine vorzeitlichen Bezüge der Staatsverfassung und Landesverwaltung, der Wissenschaft und des Handels, des Städtewesens und Verkehrs, der moralischen wie

materiellen Interessen und Zustände mit eiserner Unverdrossenheit zusammengelesen, und aus kaum zu entziffernden Pergamentblätterkonvoluten und vergilbten Papierstößen mit emsigem Bienenfleiße das Dunkel des Mittelalters aufgehellt und mit kombinirendem Scharfsinn das Alterthum und die Geschichte dahingegangener Nationen der grauen Urzeit aus den Ueberbleibseln ihrer Literatur und Kunst, aus ihren Schriftstellern, Inschriften, Papyrusrollen erforscht hat. Die große Zahl seiner geschichtlichen Werke ist gesammt, das eine wie das andere, gediegenes historisches Gold, jedes das Resultat ausschließlichsten Quellenstudiums: er erweckte gleichsam die Vorwelt aus ihren Grabstätten. Auch Delbrück's literarhistorische und ästhetische Vorlesungen besuchte Heine regelmäßig, eines Gelehrten, begeistert für die Wissenschaft wie je einer, dessen Charakteristik eine spätere Schrift aus meiner Feder, kulturhistorischen Inhalts, liefern wird. Mit den Vorlesungen des s. g. Brotstudiums, den juridischen Kollegien, war es schlecht dagegen bei Heine bestellt; seine Zeugnisse weisen nach, daß er das — Honorar dafür bezahlt hatte. Auch Radlof's, des Sprachkundigen, Vorträge

gehörten der Reihe der von Heine fleißig besuchten an, und nur selten versäumte er eine derselben.

Es wäre — wenn es nicht den Raum dieser Schrift überstiege — an der Zeit, hier auch das lernende Element jenes Zeitraumes der Hochschule am Rheine in ihren späterhin im Reiche der Wissenschaft hervorragenden Angehörigen näher zu betrachten; es muß dieses indeß einer andern Schrift überlassen bleiben, sie wird Gelegenheit darbieten, selbe in ihren eigenthümlichen Geistesrichtungen und wissenschaftlichen Bestrebungen zu betrachten. *)

Es ist eine auffallende Erscheinung, — und dadurch unterscheidet sich die Universität Bonn rühmlich vor allen übrigen deutschen Hochschulen — daß sie gerade aus den ersten Jahren ihres Bestehens eine zahlreiche Reihe von Zöglingen aufzuweisen hat, welche sich später nicht allein im Gebiete der Wissenschaften in den verschiedensten Richtungen wie im öffentlichen Leben

---

*) Sie erscheint binnen kurzem unter dem Titel: Die Hochschule Bonn in den Leistungen ihrer hervorragendsten Zöglinge aus den ersten Jahren nach ihrer Gründung.

bedeutenden Namen erworben haben, sondern sich auch durch besondere geistige Begabung weithinreichenden Ruhm und allgemeine Anerkennung weit über Deutschlands Grenzen hinaus errangen. Wie damals eine große Zahl reichbegabter, durch ihre Eigenthümlichkeiten, tiefes Wissen und lebendiganregenden Vortrag ausgezeichneter Männer die Lehrstühle aller vier Fakultäten der Hochschule Bonn einnahm, so war nicht minder gering auch die Zahl derjenigen, welche zu den Füßen solcher Lehrer sich bildeten, um später wiederum durch bedeutende Leistungen auf dem Felde der Wissenschaft in Literatur und Kunst zu glänzen oder sich in anderer Weise namhaften Ruhm zu erwerben.

Daß Heine in erster Reihe unter ihnen dasteht — wer will es leugnen? Ich nehme den Faden seiner Lebensgeschichte wieder auf, indem ich kurz erwähne, daß er beim Herannahen der Herbstferien des Jahres 1820 den Entschluß faßte, Bonn mit einer andern Universitätsstadt zu vertauschen. Wohin, wußte er lange Zeit hindurch nicht, bis er sich endlich für Göttingen zunächst entschied.

Der üblichen Sitte in der Studentenwelt gemäß

wurden die Stammbuchsblätter gewechselt. Ich erhielt als solches das nachfolgende (als Autograph hier beig^gebene) Sonett von Heine's Hand:

„Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Glut lobt man nur helles Flackern.

Vergebens wirst du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild, und Blum' auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln, —
Verstehst du's nicht, noch vor dem Ey zu gackern.

Auch must du wie ein Kampfstier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken machen lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern;

Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib' für Pöbel,
Der Knalleffekt sey deiner Dichtung Hebel, —
Nur dann wird dich das Publikum vergöttern."

Diese Stammbuchsverse waren Heine's letztes Reimerzeugniß während unsers gemeinsamen Aufenthalts und Zusammenlebens auf der Universität am Rheine. Die Vorlesungen waren geschlossen. Wir nahmen Abschied voneinander. Heine begab sich hinüber nach

Beul, einem Bonn gegenüberliegenden Dörfchen hart am Ufer des Rheins, um die Ferien hindurch ganz ungestört den Musen leben zu können.

Seitdem, daß wir Bonn verließen, trat eine gewaltige Metamorphose im lehrenden Elemente der Universität ein, und es glich die Hochschule in dieser Hinsicht nach Verlauf von einigen Jahren schon einem Handlungshause, das große Verluste erlitten. Die alten Hauptmitglieder der Kompagnie waren theils ausgetreten (Mittermaier, Welcker, v. Walther), theils gestorben (Hasse, Niebuhr, Hermes). Dadurch war ein bedeutendes Einlagekapital verschwunden, der Kredit des Hauses bedeutend gesunken und seine Papiere und Anweisungen gefallen. Die Handlungsdiener, Kontoristen, Musterreiter und Markthelfer des Hauses wollten das Geschäft unter der alten Firma auf eigne Rechnung fortsetzen; allein Mangel an geistigen Fonds und andere Ursachen wirkten nachtheilig. Erst später gelang es wieder, die stark heruntergegangene Zahl der Studirenden zu heben, welche gegenwärtig — die Residenzuniversitätsstädte Deutschlands ausgeschlossen — fortdauernd die Hochschule am Rheine in erster Reihe besuchen.

In Beul verlebte Heine fast sechs Ferienwochen; wie thätig er dort auf dem Felde der Musen gewesen, werden die Briefe von ihm lehren, welche er von Göttingen aus mir schrieb, und die ich im folgenden Abschnitte mittheile. In der Mitte des Septembermonats 1820 reiste er von Bonn nach Göttingen ab, um seine Studien fortzusetzen.

Obwohl kein Spaziergänger und Freund der Fußwanderung machte er bei dieser akademischen Uebersiedlungsreise eine Ausnahme von der Regel: er griff zum Ziegenhainer und schritt fürbaß über die Marken der „rothen Erde", die ihm bis dahin ganz und gar ein unbekanntes Land war, ergötzte sich an den Schönheiten des Sauerlandes, der Grafschaft Mark und des Weserthales, und kam wohlbehalten in der hannover'schen Musenstadt an. Er hatte früher ein Vorurtheil gegen Westfalen; in einem Stammbuchssonette, das er einem westfälischen akademischen Freunde schrieb, spielten die „Knüppelwege von Dorsten nach Dülmen" eine Hauptrolle; aber er überzeugte sich durch eigne Anschauung eines anderen gar bald.

Von seiner Wanderung durch Westfalen war er

wirklich sehr befriedigt. Von Berlin aus schrieb er unterm 26. Januar 1822 darüber an Dr. Schultz, den Redakteur des bereits erwähnten, damals zu Hamm erscheinenden „Rheinisch-westfälischen Anzeigers", eines von dem rheinisch-westfälischen Publikum selbst geschriebenen, seine Zustände, Gestaltungen, Interessen und Angelegenheiten mit eigenen Federn und Kräften besprechenden Provinzialblattes, welches der Freiherr von Stein in seiner starken Ausdrucksweise mit dem Ehrentitel: „Westfalens Spucknapf" belegte, nachstehende Zeilen:

„Ihr sehr lieber Brief vom 5. d. M. — schrieb Heine an ihn — hat mich mit der größten Freude erfüllt, da sich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarsten aussprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß so viele gute und wackere Menschen mit Interesse und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unseres Westfalens so bald vergessen hätte. Der September 1821 schwebt mir noch zu sehr im Gedächtniß. Die schönen Thäler um Hagen, der freundliche (Gastwirth) Overweg zu Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz von B.,

Sie, Wundermann (Buchhändler und Miteigenthümer der damaligen schulz-wundermann'schen Buchhandlung), die Alterthümer in Soest, selbst die paderborner Haide, alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: „Hier wohnten die alten Sachsen, die am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten!" Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wanderer, steh! hier hat Armin den Varus geschlagen." — Man muß zu Fuß und zwar wie ich in österreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will."

Noch im Jahre 1853, wo er, auf das Krankenlager geworfen, einen Besuch von Elise von Hohenhausen empfing, schwelgte er in Erinnerungen an seine Fußwanderung durch Westfalen. Seine Fußreise durch das Weserthal erschien ihm noch wie eine Heldenthat und nicht genug erkannte Glücksepisode, und er vergaß bei dieser heiteren Abschweifung in die Vergangenheit auf einige Augenblicke „seine Matratzengruft zu Paris."

Ich weiß aus seinem Munde, daß er diese Wanderung durch Westfalen als Stoff zu einem neuen Reisebilde unter dem Titel: „Auf rother Erde“ benutzen und bearbeiten wollte; ob er aber wirklich Hand ans Werk gelegt, weiß ich nicht; möglich, daß sich in seinem schriftlichen Nachlasse darüber etwas — entweder ganz oder bruchstückweise — vorfindet.

Göttingen.

1820 — 1821.

Göttingen, „berühmt durch seine Würste und Universität“, das „einem am besten gefällt, wenn man es hinter sich hat“, — wie Heine sagte — hatte damals seine Blütezeit und Glanzperiode noch nicht eingebüßt; es glich noch nicht einem heruntergekommenen Wirthe, der das alte berühmte Wirthshausschild noch immer als Köder für die Gäste über der Thür aushängen hat, wiewohl der alte gute Wein längst ausgelaufen ist, und die Fässer wieder mit schlechteren Jahrgängen gefüllt sind, wie späterhin für längere Zeit der Fall war. Seine eigentliche Glanz- und Blüteperiode fiel theils mit der Allongenperücke — theils mit der Puderthauzeit zusammen; sein Ruhm sank seltsamer Weise, als die Mode Zopf, Toupé und Puderbeutel verdrängte und statt der frisirten ehrwürdigen Häupter die Köpfe mit kurzgeschnittenem Haar zum Vorschein kamen. Jahre und Jahrzehende hindurch

kann sich der Ruhm einer Hochschule gleichsam stereotypiren, bis er endlich allmälig oder urplötzlich durch Zusammentreffen besonderer Umstände seinen Glanz einbüßt. Heine selbst sagt irgendwo von den Universitäten: „In solcheiner Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Abgehen; alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration; das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Professoren stehen bleiben in dieser allgemeinen Bewegung, unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Egyptens, — nur daß in diesen Universitätspyramiden nicht immer Weisheit verborgen ist."

Aber diese Pyramiden der Gelehrsamkeit bringen es nicht zu so hohen Jahren, wie die jahrtausendalten Baudenkmale, die das Proletariat des alten Nillandes für die Ewigkeit mit seinem Schweiß, Mark und Blut errichtet hat; sie schwinden mit der Zeit, und war in ihnen viel Weisheit verborgen, so geht auch mit ihnen der Stern des Glanzes und Ruhmes für die Universität unter.

So war es damals, als Heine Göttingen bezog, mit

der Hochschule an der Leine: die alten Vorfahren, d. h. die Heroen der Wissenschaft, welche die Universität berühmtgemacht, waren abgetreten vom Schauplatze ihres Wirkens; die „alten Professoren“, die noch dastanden aus den alten guten und großen Zeiten, gehörten dem aussterbenden Geschlechte der Dronten an, und der jüngere Anwuchs des Lehrerpersonals hatte selbst noch nicht soviel an Zweig, Ast und Laub errungen, um unter seinem Schatten gediegenes wissenschaftliches Leben zu fördern und zu schützen. Göttingens Universität trug damals eine altväterische, hagere, naserümpfende Ultraphysiognomie zur Schau: seine steifen, pedantischen „Gelehrten Anzeigen“ harmonirten mit seinen Grafentischen, die Freitische mit den Tischen der Hörsäle; denn beide brachten viel geschmack- und kraftlose Gerichte, unförderlich für Leib und Seele, für Körper und Geist.

Ueberhaupt begann für Deutschlands Hochschulen seit jenem Jahre, wo Heine nach Göttingen übersiedelte, eine nichts weniger als rühmliche Periode, die schier ein Jahrzehend dauerte. Berlin spreizte sich in eingebildeter, gewichtiger, sich selbst rühmender Ueberlegen-

heit nebst seinen vornehmen Manieren und hegel'schen Jahrbüchern; Halle lag an seiner innern, rationalistisch-pietistischen Spaltung darnieder, seine Glieder zuckten gleichsam, berührt von geheimen Einwirkungen rigorösen Denunziantenthums; Jena laborirte an Unbedeutendheit, geld- und honorarwuchernder Kritik und brodneidischer Literaturzeitungs-Niederträchtigkeit; München hatte sich in die Harlekinsjacke der schroff- und buntgemischtesten Heterogenität wissenschaftlicher Prinzipien und Systeme gezwängt und Leipzig gefiel sich in seiner Freiheitsfiktion und seinem Ideenpseudoliberalismus. Nur in Breslau, Freiburg und Heidelberg regte sich ein freieres allseitigeres Streben, während Königsberg und die kleineren Universitäten kaum ein Lebenszeichen von sich gaben.

Kästner's und Lichtenberg's und Schlözer's Katheder waren leer; verschwunden war die Zeit, wo dort des Letzteren Ausspruch: „Publizität ist der Puls der Freiheit" als Universitätsmotto galt, und er durch seinen Staatsanzeiger und Briefwechsel alles in die Oeffentlichkeit brachte, besprach und kritisirte. Man verschlang beide periodische Zeitschriften, die ihm ein

reines Jahreseinkommen von 3000 Thaler einbrachten, und den Verleger, obwohl er 40 Thaler Honorar für den Bogen zahlte, reichmachten. Nie ist ein deutsches Journal von größerem Einflusse gewesen: Fürsten und Kabinete nahmen mehr als Notiz davon. Joseph II. und Georg II. schützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürsten und Prälaten, deren lichtscheues Thun und Treiben unerbittlich darin ans Licht gezogen ward, und Maria Theresia äußerte selbst einst, als ihre Minister ihr einen Gesetzvorschlag machten: „Was wird Schlözer dazu sagen?" — Nicht minder waren die Namen und Sterne Heyne, Spittler, Stäudlin, Blumenbach, Gmelin, Osiander, Strohmeyer u. s. w. — ich wähle Namen aus allen vier Fakultäten — am Universitätshimmel Göttingens erloschen: der „alte Hugo" allein hatte sich noch aus der großen Zeit hinübergelebt; indeß zerfiel er damals schon zur Ruine. Heine promovirte zum Doctor juris utriusque am 20. Juli 1825 unter Hugo's Dekanate der juristischen Fakultät. Im Vergleich zu jenem alten Göttingen nannte sich das Göttingen während der Jahre 1813—1830 selbst das neue, welches indeß, am

Justemilieu der Intelligenz hangend, den Todeskeim in sich trug. Die deutschen Jahrbücher brachten ihrer Zeit (1841) Enthüllungen der Geheimnisse und Aufschlüsse über die damaligen Zustände Göttingens und der „königlich hannover'schen Braminen." Man schrie über Profanirung, Impietät und Lieblosigkeit: indeß darf sich die Wahrheit in jener geistvollen Schilderung auf Asmus, des wandsbecker Boten, Reime stützen:

„Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich sehe:
Gut eingerieben — thut sie wehe!"

Auch Heine erkannte bald die Zustände der Hochschule, die er bezogen; er sah hinter Vorhang und Kulissen, entdeckte Lampenlicht und Qualm und Schminke und falsches Haar — Puderperücke und Zopf und wedelnden Hundeschwanz — und beklagte gar bald, daß er nicht in Bonn geblieben. Er schrieb mir darüber:

„Göttingen, 29. October 1820.

Mit zusammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich eben im Begriff, einen himmel- und höllezersprengenden Fluch herauszudonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie (Almansor, abgedruckt in

seinen „Tragödien") schließen wollte, als ein königlich hannover'scher Postbeamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete, und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat sich mein ganzes Wesen; doch der Fluch, der hübsche Fluch ist dadurch zum Teufel gegangen. Indessen der Schaden ist so groß nicht, Heine kann nicht lange in einer seelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht schon die nächste Stunde schickt mir einen Aerger an den Hals; die bösen Geister steigen wieder ins Haupt und besagter Tragödienfluch bricht um so furchtbarer heraus.

Wirklich schon, während ich diese Zeilen schreibe, verfliegt allmälig meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben sich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Brust ist, und diese ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth hör' ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör' ich greinen. Fräulein Reue — so wird diese Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterscheide ich die Worte: Du hättest in Bonn bleiben sollen.

Das sind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich sie in allerlei Variationen nachgreine und die ganze Tonleiter durchseufze! — Ich habe es ja nicht besser gewollt und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Aerger seine Strümpfe denselben nachwarf.

Ja, wie sehr ich mich auch dadurch blamire, so will ich Euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyire. Steifer, patenter, schnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beuls*) zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffel, mit der einen Hand Mackeldey's Institutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgias Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauscht:

---

*) Dorf bei Bonn, wo sich Heine die Ferien hindurch aufhielt.

Ochse, deutscher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach;
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchst tragisch? Wahrlich, es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn d'rin, als im Schwanengesang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieser Brief, wie Ihr an der Aufschrift ersehen könnt, ist an Euch Beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, jedem von Euch privatim zu schreiben; sintemal ich doch sehr gut weiß, daß das, was ich dem Einen schreibe, dem Andern nicht gleichgiltig ist. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreise gelebt, was ich in Beul gesagt und gesungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirst Du gewiß schon an — — — erzählt haben; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den 3. Akt meiner Tragödie geschlossen. Das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens ein großes Aufsehen erregen. In dieses

Stück habe ich mein eignes Selbst hineingeworfen, mitsammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Druck. Es wird schon aufs Theater kommen — gleichviel wann. — Anstrengung hat mir das Stück schon genug gekostet. Und aufrichtig gesagt, ich fange fast an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu schreiben viel schwerer sei, als eine gute Klinge zu schlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht. — Ich habe mich ganz an den Komment des Aristoteles gehalten und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch gesucht, etwas Poesie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht so viel als im Cervantes von Hofrath G. Döring. Ueber meine Gedichte nächstens. — Du siehst, mein guter Steinmann, daß ich gegen meine Gewohnheit viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich dasselbe zu hören. Mit wie viel hundert Stanzen ist Deine Muse niedergekommen?

Sind die Kindlein wohlgestaltet? Schone nicht das kritische Amputirmesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen Dich selbst; das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Mit unserm „Poeten" geht's, Gottlob, recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch Demagogia manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunst geführt, seine Hand in die der wahren Muse gelegt und über Beide den ehelichen Segen ausgesprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine solche Weihe der Poesie auszuüben; — doch wo der Priester fehlt, da kann auch oft eine schlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, Du wirst vor Verwunderung die Augen aufsperren, wenn Du siehst.

welch ein tüchtiger Poet unser „Poet“ jetzt geworden ist. Er hat meine Ermahnungen beherzigt und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: „das Dichten ohne dabei zu denken“ und das folenische*) Kraftworteresiren endlich abgelegt. Ich habe lange nichts so hübsches und zartes gelesen, wie eins seiner Sonette; seine Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen, endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umsungen hat, duftet und flimmert wie gold'ner Johannisberger in einem schöngeschliffenen Krystallpokal. — Du weißt, ich lobe selten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, so quillt es mir umso unaufhaltsamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüstig, mein lieber Poet; den Lorbeer verdienst Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten soll, dafür laß nur mich sorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde! Der Mond wird noch immer im selben Glanze leuchten, wenn längst die Hunde verstummt sind, die ihn anbellen. Sein Goldschimmer erstreckt sich über die ganze Erde.

*) C. Folen, der bekannte, in Amerika verunglückte Literat.

Aber wie weit erstreckt sich die Stimme eines Hundes? Ich habe mehrere Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die persönliche Bekanntschaft von Dr. Schulz gemacht. Mit seinem Associé habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zusammen machten. Recht gut bin ich von Beiden aufgenommen worden. Aber mein wundersüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborne Poesie, hat sich dort sehr ennuyirt. Ich habe meinen Vorsatz aufgegeben, auf den Sandsteppen der Mark einige Blumen aus unserm Poesiegärtlein zu verpflanzen, und den Saamen derselben dort wuchern zu lassen; denn mit dem Unterhaltungsblatte ist durchaus nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleim'schen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demselben zugestellt, lieber Steinmann. Doch bei obiger Bewandtniß der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck sehr saumselig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach Euch, liebe Freunde, nächsten Sommer wieder

nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, Ihr werdet einer auf den andern wohlthätig gewirkt haben. Rousseau wird sich an Steinmann's löbliche plastische Umrisse gewöhnt haben und Steinmann an Rousseau's romantischen Farbenschmelz und Wortfluß. Aber keiner soll sich an der Eigenthümlichkeit des andern vergreifen. — Ich werde Euch nächstens mehr schreiben über meine Studien, mein Poetisiren, meinen Umgang rc. Ich habe Dr. Hundeshagens sämmtliche Aufträge richtig besorgt, welches ich ihm nächstens selbst schreiben werde, da jetzt die Post abgeht und es zu spät ist, noch etwas zu schreiben. — Denkt Euch, Hofrath Beneke ist hier der einzige, welcher über altdeutsche Literatur liest, und nur (horribile dictu) 9, sage neun Zuhörer hat. Zu diesen gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen im nächsten Sommer über Nibelungen lesen wird, so möchte mich dies wahrscheinlich nach Bonn zurückziehn. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daß ich deinen Brief erbrochen (in England steht der Galgen darauf) erhalten habe. Schreibe mir nur recht viel; ich hatte lange auf Briefe von dir gewartet, und erhalte nach so langem Warten nur wenige Zeilen.

Grüße mir alle unsere Freunde. Leb' wohl, sonst geht mir noch die Post ab. Schreibt, schreibt, schreibt bald!

H. Heine.

Dieser Brief führt uns mitten in Heine's Göttinger Leben hinein; wir sehen ihn am Tische auf seiner „Kneipe" sitzen und an seiner Tragödie Almansor fördern; wir hören ihn klagen und bereuen, daß er Bonn verlassen hat und das göttinger Studentenleben schelten und tadeln. Ich hatte bei ihm angefragt, wie es mit der bereits in Bonn vorbereiteten Herausgabe seiner im Manuskript ganz zum Druck fertig liegenden Gedichte stehe; er ertheilt darüber in den Paar Worten: „Ueber meine Gedichte nächstens" eine ausweichende Antwort; weshalb — wird später klar werden. Nach den Vorschriften, die er mir und Rousseau „de arte poetica" gibt, kommt er auf seine Reise von Bonn nach Göttingen durch Westfalen und sein Zusammenleben mit Dr. Schulz, dem Herausgeber des westfälischen Anzeigers, und dem Buchhändler Wundermann während seines Aufenthalts zu Hamm zu sprechen und schließt mit der Klage über Mangel an Docenten im Fache der altdeutschen Literatur.

„Jeder muß hier wie ein Abgeschiedener leben.“ Und das that auch er, indem er nur mit wenigen, wie er zum Theil auch in Bonn gepflogen, verkehrte; indeß war sein Umgang und Zusammenleben hier in Göttingen noch beschränkter wie dort. Bonn, kaum gegründet, zählte nicht mehr als 700, das „alte“ Göttingen fast 1000 Studenten: die Namen Hugo, Eichhorn, Heeren, Bouterweck, Blumenbach, Langenbeck u. s. w. „zogen;“ nirgends haben aber die offiziellen Vertreter der deutschen Wissenschaft in der damaligen wie auch in der späteren, für Staat, Kirche und Wissenschaft so gewichtigen und strebenden Zeit geringere Thätigkeit und Theilnahme an den großen Fragen des Tages an den Tag gelegt als grade die Professoren Bonn's und Göttingen's. Das lehrende Element beider Universitäten stereotypirte sich in engster stabiler Beschränkung auf seinen amtlichen Wirkungskreis, auf die normalen Vorlesungen: es — las. Das lernende Element Bonn's lebte in der „Burschenschaft“, das Göttingen's in den „Landsmannschaften“, nach althergebrachter Weise der deutschen Hochschulen dort von jeher adoptirt. Die hannoversche Polizei war darnach der amtlichen Mühe

überhoben, acht zu haben auf jeden — wie Heine sang — „Pfeifenkopf mit seinen schwarz-roth-goldnen Quasten.“ Ueber Heine's Verkehr mit Waldeck in Berlin, dem bekannten Obertribunalsrath, und einigen anderen gleichgültigen Kommilitonen in Göttingen habe ich schon früher anderswo gesprochen.*) Heine selbst charakterisirt sie in dem nachfolgenden, an mich gerichteten Briefe, der außerdem über ein Begebniß berichtet, welches auf Heine's ganzes ferneres Leben und geistige Richtung von den bedeutendsten Folgen war. Zunächst wurden dadurch seine Reisebilder und unter ihnen seine „Harzreise“ ins Leben gerufen, wiewohl er wegen der Winterzeit nur kurz und schnell durch den Harz flog, was ihn indeß veranlaßte, später ihn mit Muße zu durchwandern. Eine niedliche Zeichnung von Lyser's Hand und Heine'n von ihm geschenkt, eine Scene aus der „Harzreise“ ist noch vorhanden; Heine selbst sitzt darin auf einem Stuhle in luftiger Wanderertracht nachlässig in der Hütte des harzer Bergmanns, das Ränzlein nebst Harzstock am

*) Waldeck, ein Lebensbild für das Volk in Erinnerungen und Erlebnissen, geschildert von Fr. Steinmann. Berlin 1849.

Boden; der Alte hockt halb abgewendet mit seinem spinnenden Weibe am Fenster und spielt die Zither. Der Mond schaut in das Kämmerlein; zu Heine's Füßen liegt das junge Bergmannstöchterlein, auf dem Fußschemmel knieend, und spricht zu ihm die Worte, die Heine selbst unter die Zeichnung geschrieben:

Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer.
Dieses Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Heine's Brief ist folgender:

Göttingen, 4. Februar 1821.

Staune! staune! staune! — Ich habe hier das Consilium abeundi erhalten! —

Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten schon seit 3 Monaten in beständiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgesucht, und wurde endlich vorige Woche

wegen Uebertretung der Duellgesetze

auf ein halb Jahr consilirt. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank sei, das Zimmer zu verlassen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben.

An — — — kannst Du diese Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erst das Wort abnehmen, daß er sie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düsseldorfer würden es erfahren und nach Hause schreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannst Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorstellen; sehnsüchtig Spieße*) von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen das Zimmer zu hüten, so sitze ich schon den ganzen Morgen und schrieb so eben Jemand ins Stammbuch:

Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm,
Da kommt plötzlich wie's Verhängniß
Des Consiliums Bedrängniß
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Mensch sich weiter schieben.

Aber wohin soll ich mich schieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältnisse halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Universität bestimmen wird, wohin ich mich begeben soll. Wahr=

---

*) Gelder.

scheinlich wird es Berlin sein. Ich werde Euch dieses näher anzeigen.

Mit Vergnügen sehe ich, daß Du Dir die Schuhe mit eisernen Nägeln beschlagen hast, um besser den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen Deine übersandten dramatischen Proben gelesen und abermals gelesen. Doch daß Du mein Urtheil über dieselben verlangst, setzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menschen im Allgemeinen, um nicht zu wissen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemüthigst um die strengste Beurtheilung bittet, daß man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler deswegen just nicht hassen wird, man ihn doch deshalb nicht noch desto mehr lieben wird. Denn die Menschen sind die eitelsten unter allen Kreaturen, und die Poeten sind die eitelsten unter allen Menschen. Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majestätsverbrechen.

Das ist eben mein Wahnsinn, und das macht mich

eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich sehe es Dir an, guter Steinmann, Du hast mich beim Rock erfaßt, und bestehst drauf, daß ich mich über Deine Dramen aussprechen soll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangst, über meine eigne Tragödie sprechen.

Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend schöne Stellen und Scenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor; überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf, und erklärt das

Ganze für — eine schöne Drathfigur. Eine Tragödie muß drastisch sein — murmelt er, und das ist das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere ist etwas wahrscheinlicher Denke Dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so preziös, geglättet und gerundet wie in der Phèdre oder in der Zaire. Du wunderst Dich? Das Räthsel ist leicht gelöst: ich habe versucht auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit Schlegels Jon, nämlich weil letztere ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist.

Nach Deinen Probeszenen zu urtheilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen diesen Fehler haben werden. (Von der Ueberschrift dramatisches Gedicht nehme ich keine Notiz; so etwas besticht mich nicht.) Wenigstens wirst Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben.

Doch ob auch gute? Das ist die Frage — sagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausstehlich sind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünffüßigen Jambus lasse ich dort gelten. Doch dürfen diese nicht reimen; höchstens in ganz lyrischen Stellen, wie z. B. das Gespräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expositionsszenen, wie in Deiner Anna von Cleve. Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metrischer Hinsicht finde ich die Jamben weit besser, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengesindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold", dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetischen Bilder in jenen zwei Proben sehen aus wie König Pharao's magere Kühe. Was mich am meisten bei Dir wundert, ist, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die Anna von Cleve fertig. Ich glaube, Du könntest sie auf die Bühne bringen, wenn Du Anspielungen auf den Prozeß der jetzigen Königin von England einwebtest. Studire jenen Prozeß. Aber über-

haupt sei streng gegen Dich selbst. Dieses ist bei jungen Dichtern nicht genug anzuempfehlen. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Sadi:

> Streng sei gegen Dich selbst. Beschneide die üppigen Reben,
> Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas anderes als das unbesonnene Gedichte-auto-da-fé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wissen, daß ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als daß er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beiseitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel theurer sein als Leibeskinder, da letztere oft ohne sonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu erstern aber ungeheure Anstrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt daran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon 20 Mal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben

mit gewaltig kritischer Miene entwickelt. Den rheinisch-westfälischen Almanach habe ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet“? Hätt' ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machst Du? Ich spreche jetzt sehr oft von Dir mit Deinem Freunde — — — Viel Vergnügen hat mir die Bekanntschaft des letztern gemacht. Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas klares, reines, bestimmtes, heiteres. Er hat mit sichtbarem Vortheil seinen Goethe gelesen, und weiß ziemlich gut, was schön ist. Sein Hauskamisol Waldeck ist ein sehr guter Poet, und wird mal viel leisten. Ich habe durch Wort und Beispiel beide tüchtig angespornt, habe denselben meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigstens bei letzterem dieser Saame wuchern und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholisch geworden sind?*)

---

*) Es waren die Gebrüder Goßler, von denen der eine zur Zeit Franziskanermönch zu Paderborn ist.

Nun muß ich endlich doch in einen sauern Apfel beißen und Dir sagen, wie es mit meinen Gedichten steht. Du thust mir Unrecht, wenn Du glaubst, daß ich an der Verzögerung der Herausgabe schuld bin. Ich habe dieselben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerst zierlichen und höflichstén Antwort: daß er gar zu sehr in diesem Augenblick mit Verlagsartikeln überladen sei. Ich will jetzt sehen, daß ich sie irgend anders unterbringe. Es ist dem großen Goethe ebenso gegangen mit seinem ersten Produkt. Frage mal den Poeten, ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken lassen. Lebe wohl!

H. Heine,
St. Juris.

Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen. Du und der Poet, Ihr könnt mir daher nicht eher schreiben, bis ich Euch nochmals geschrieben habe. Dies soll in vier Wochen geschehen.

Durch das verhängte Concilium abeundi eröffnete sich nach obigem Briefe für Heine die Aussicht, Göttingen mit Berlin zu vertauschen, die sich auch schon bald darauf verwirklichte; die Kritik, welche der Brief über seine Tragödie Almansor enthält, erschöpft alles, was darüber als Drama zu sagen ist, und trifft den Nagel auf den Kopf. Aber seine Vorzüge, die es als Gedicht enthält, hat der Dichter selbst gar nicht gewürdigt. Ich komme darauf zurück in dem Lebensabschnitte Heine's, wo die Veröffentlichung desselben durch den Druck stattfand.

Schließlich löst der Brief das Räthsel des Nichterscheinens seiner Gedichtsammlung, deren Verlagsannahme der Buchhändler Brockhaus in Leipzig, der den Werth dieses deutschen, so reichen Liederschatzes nicht zu würdigen wußte, abgelehnt hatte. Als Heine kurz darauf Auszüge aus der Sammlung unter dem Titel: „Poetische Ausstellungen" im Berliner Gesellschafter von Gubitz veröffentlichte, jauchzte dem jungen neuen Dichter ganz Deutschland Hosiannah jubelnd zu, und der Verleger war gar bald in einem Verlagsbuch-

händler Berlins gefunden. Der Name H. Heine erklang von dem Gestade der Ostsee bis zur Wüste Adria's im vollsten Tone. *)

---

*) Die Anwesenheit der Sängerin Catalani in Göttingen kurz vor seinem Abgange von dort veranlaßte Heine zu einem Artikel in glänzendem humoristischen Style; er ist in meinem Besitz und wird in der von mir zu veranstaltenden Sammlung seiner ungedruckten Schriften seine Stelle finden.

Berlin.

1821—1825.

(Harz, Hamburg, Posen, Heiligenstadt, Göttingen.)

Berlin ist ein großes Krähwinkel — sagt Heine von der Hauptstadt des „Staates der Intelligenz", — in allen großen Städten findet man ein Volk, in Berlin nur Gebildete und Pöbel; daher kein Volkssinn, keine Volksfeste, keine Volksbühne in Berlin. Der Schein gilt am meisten, was schon die berliner allgemeine Redensart andeutet: Man so duhn! (Nur so thun!) Der Berliner ist wohlthätig, aber er gibt mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen: Berlin ist das unendliche Thränentuch, welches oft und stets willig die Thränen des Unglücks trocknet. An Vereinen fehlt es nicht in Berlin, wohl an Vereinigung.

Saphir charakterisirte Berlin im Vergleich zu Wien höchst treffend mit einer Straßenszene in beiden Residenzen. Er sagt: Zwei Straßenjungen zu Wien raufen sich in der Himmelspfortstraße: es versammelt sich eine Menge Menschen, bemüht, sie auseinanderzubringen.

Sie sagen: Na, Buabna, seid's gescheidt! Gibt's a Friad! (Frieden) Ihr Schlanken, seid ruawi! (ruhig) In Berlin balgen sich in der Königsstraße zwei Straßenbuben. Leute versammeln sich und hetzen beide Jungen noch mehr aneinander. Der eine ruft: Halten man fest! Der andere schreit: Jib dem Racker man eens uf's Oberkapitolium! Man zu! Druf los! u. s. w. Und so adelt sich das ähnliche Benehmen bis zu den Kunst- und literarischen Straßenbuben hinauf.

Jede Stadt hat wie jeder Mensch sein Steckenpferd. Damals, wie Heine von Göttingen dahin übersiedelte, war das Theater das große Schaukelpferd, worauf das große Berlin kindisch ritt und die tollsten Kavalkaden verübte: der Generalintendant der Schauspiele war nach dem Könige der erste Mann in Berlin; über Schauspieler und Sängerinnen dachte, sprach und schrieb jeder, je nachdem ihm Hirn, Zunge und Feder gewachsen. Ohne Theater wäre damals Berlin gewesen wie eine Börse ohne Geld; aber es kostet viel Geld: mit den Kosten, welche aufgewendet wurden, eine ephemere Oper in Szene zu setzen oder ein Ballet, worin die Tänzerin — „Goethe tanzte," wie ein über-

schwänglicher Balletkritiker an der Spree einst von Fanny Elsler sagte, könnte man eine Kirche bauen für Jahrtausende. Die Besoldungen der Schauspieler, Sängerinnen und Fußkünstlerinnen des Hoftheaters waren beispiellos; man hätte damit ein ganzes Armeekorps auf dem Kriegsfuße erhalten können; die Gage des Generalmusikdirektors stand dem Gehalte eines Oberpräsidenten gleich; die Bühnenkünstler rangirten in ihrem Diensteinkommen mit den Präsidenten der Landesbehörden. Gute Tänzerinnen galten mehr als gute Minister, obwohl diese mit dem Kopfe arbeiten sollen, jene nur mit den Füßen. Die Opernmanie grassirte wie später die Cholera; an der Opernsucht litt schon damals die berliner Bühne, aber nicht der Komponist, sondern der Dekorationsmaler, der Garderobeschneider und dergleichen Leute hatten Geltung und lockten durch ihre „Werke“ in Logen und Parterre, die überfüllt waren, wenn in Spontini's Cortez die Elefanten aufmarschirten nach dem Takte der Ambosmusik — ein probates Surrogat der Posaunen am Tage des jüngsten Gerichts zur Auferweckung der Todten aus den Gräbern. Ein Personal von mehreren Hunderten bis

zum Statisten, Zettelträger und Lampenputzer hinunter und ein jährliches Kostenbudget von mehreren Hunderttausenden waren die Wunderkraft, welche die „Metropole der Kunst und Wissenschaft" in Deutschland zu Zeiten in ein Irrenhaus zu verzaubern schien.

Ende Februar oder im Beginne des Märzmondes 1821 betrat Heine das „Straßenpflaster der staubigen Residenz" zum erstenmale, den Boden, auf welchem im Reiche der Wissenschaft und Kunst von jeher bedeutendes wie werthloses gediehen, auf welchem das bedeutendste wie werthloseste von jeher überschätzt ward — eine Erscheinung, wie sie sich in andern Städten nirgend in so auffallendem Grade jemals gezeigt hat. Als Heine sich dort „Studirens halber" niederließ, grassirte gleichsam choleraartig in der ganzen Residenz durch alle Schichten der Gesellschaft die Freischützopernwuth, in gewissen Kreisen daneben die Goethevergötterungsmanie (— „Goethekultus" nach der ästhetischen Bezeichnung —) und auf dem Gebiete der periodischen Presse Berlins die beispielloseste Korruption und geistige Erbärmlichkeit. Daran reihte sich später der Enthusiasmus für die

königsstädter Bühne und was daran hing, Saphir, seine Erfolge und seine journalistischen Eskamotagen und das Sontagsdelirium, worein die Sängerin Sontag, spätere Gräfin Rossi, die ganze Stadt versetzte. Clauren und Stehely beschlossen den Zyklus.

Die Schwärmerei für Weber's Oper hat niemand besser gegeißelt als Heine. „Wie man in Goethe's Elegien — schrieb er — die armen Britten von dem Liede: Malborough s'en va-t-en guerre durch alle Länder der Welt verfolgt sieht, so werde auch ich früh Morgens bis spät in die Nacht durch das Lied vom Jungfernkranz verfolgt. Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich meine ganze Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den Jungfernkranz zwitschernd, an meinem Fenster vorbeizieht. Kaum eine Stunde nachher steht die Tochter meiner Wirthin mit ihrem Jungfernkranz auf. Ich höre einen Barbier mit dem Jungfernkranz die Treppe hinaufsteigen; die kleine Wäscherin kommt mit dem „Lavendel, Myrth' und Thimian." So gehts fort — mein Kopf dröhnt, ich halt's nicht aus, eile aus dem

Hause und werfe mich mit meinem Aerger in eine Droschke, damit ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Ich steige aus. Ist das Fräulein zu sprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thür fliegt auf: die Holde sitzt am Pianoforte und empfängt mich mit einem süßen

Wo bleibt der schmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.

Sie singen wie ein Engel! rufe ich mit krampfhafter Freundlichkeit. Ich will nochmals von vorn anfangen — lispelt die Gütige, und sie windet wieder ihren Jungfernkranz und windet und windet, bis ich mich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm winde, und vor Seelenangst ausrufe: Samiel, hilf! Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Gesang und lispelt: Was fehlt Ihnen? — Es ist pures Entzücken — ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie sind krank — lispelt sie — gehen Sie nach dem Thiergarten. Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze hinaus und - bin erlöst."

Doch die Freude der Erlösung hatte nicht lange Dauer. Hören wir ihn weiter: —

„Ich steige in die erste beste Droschke, rolle nach dem brandenburger Thore, steige aus und laufe hinein in den Thiergarten. Da — erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten und eine Altweiberstimme quäkt: Wir winden dir den Jungfernkranz. Und nun verläßt mich das vermaledeite Lied den ganzen Tag nicht. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich am Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Desert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit der „veilchenblauen Seidenschnur" gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, dort von einem Blinden heruntergefidelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fisteliren und ein Gurgeln — und immer die alte Melodei. Das Kasparlied und das Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähnrich zur Abwechslung in das Gesumme hineingebrüllt; aber der Jungfernkranz ist permanent; wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andere wieder von vorn an; aus allen

Häusern klingt er mir entgegen; jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen, ja — ich glaube fast: die Hunde auf der Straße bellen ihn."

„Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der Geliebten, sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar .... und die Unglückselige singt: Wir winden dir den Jungfernkranz. In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirrschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln und hülle mich tiefer in die Decke." — —

Der „Goethe-Kultus" in wahrhaft lächerlichen Extremen, die Goethe-Abgötterei war damals einer der Haupttöne in dem ewigen Dacapo und Einerlei des berliner Residenzlebens und seiner „begabteren" Kreise. Nirgends in ganz Deutschland war dieser moderne Götzendienst in größerem Schwunge als hier: er war schier der St. Simonismus Berlins, der eine nicht unbedeutende Gemeinde zählte. Der alte Herr in Weimar, der zwar Weihrauch und Lobqualm in seinem

Leben nie verschmähte, schüttelte selbst bedenklich das Haupt und brummte in den greisen Bart in seinen zahmen Xenien:

> Läßt mich das Alter im Stich?
> Bin ich wieder ein Kind?
> Ich weiß nicht, ob ich,
> Ob die Andern verrückt sind!

Die damals dort existirende s. g. Mittwochsgesellschaft — man parodirte den Namen in „Mittwochsgesellschaft“ — war der Apostelverein, von welchem diese Neulehre ausgehen sollte in alle Welt. Varnhagen stand als Hauptapostel und Erzpriester an der Spitze, der Jünger, den der Meister liebgewonnen durch sein „bejahendes Entgegenkommen“, wie Letzterer selbst sich treffend ausdrückte, und die berliner Journale und Zeitungen wurden als Missionsblätter benutzt. Ein zweiter Jünger nach jenem berliner „Johannes“ war der Geheimrath Schulz, der in gedachter Gemeinde bei Gelegenheit der Geburtsfeier ihres Herrn ein Poem zum Besten gab, welches begann:

> Ich wollt', ich wär ein Fisch,
> So wohlig und frisch

Und ganz ohne Gräten,
So wär' ich für Goethe'n
Gebraten am Tisch,
Ein köstlicher Fisch (!!)

Und als der Meister starb, da heulten die berliner Goethisten wie gedungene römische Leichenweiber, ohne sich indeß die Haare auszuraufen wie diese. Aber es jubelten darob die Würmer der Erde und die berliner Journalisten, denn Goethe's Tod bereitete ihnen ein Festmahl; auf Monate lang wurden die Journalrestaurationen Berlins nur mit Gerichten von und über Goethe reich besetzt, und Reliquien jeder Art von ihm — Wäschezettel und Theeeinladungen nicht ausgeschlossen — aufgetischt. In den Setzkasten aller Buchdruckereien mangelte es an den sechs Buchstaben G o e t h e, die Setzer rangen verzweiflungsvoll die Hände, die Buchdruckerherren stampften vergeblich den Boden, sie vermochten sie ebensowenig mit den Füßen hervorzustampfen wie Wallenstein — Armeen; eine wahre Hungersnoth nach diesen Buchstaben herrschte; eine Noahssündfluth von Klagen, Oden und Elegieen — gereimt und ungereimt zugleich — brach von Berlin

aus über ganz Deutschland herein, und es währte lange, ehe sich diese poetischen (?) Wasser verliefen. Man rannte wie vom Bösen besessen durch die Straßen, und keiner vermochte den Teufel auszutreiben; man sah sie einzeln wie in ganzen Haufen unter den Linden herstürmen: der Tod Goethe's brachte sie um ihre schönste, lustigste Feier, des Geburtstags im August, mit gutem Wein, fetten Bissen, lautem Jubel, gesegnetem Appetit, donnernden Toasten und — schlechten Reimen.

„Der unsterbliche Goethe ist gestorben" — las man in einem berliner Journal. O deutscher Unsterblichkeitstod! O deutsche Journalisten-Eselei! „Goethe's Leichenbegängniß ist Sache der Nation! heulte Kuhn's Freimüthiger. Goethe's Ich war seine Welt, Gold und Lorbeer sein Gott, zu beidem hat die deutsche Nation gehörig contribuirt. Das ist eine Wahrheit; denn er selbst sagt:

Mit unseren wenigen Gaben,
Haben wir redlich geprahlt.
Und was wir dem Publikum gaben,
Das hat es uns tüchtig bezahlt.

Wie feind Heine dieser Tollheit war, mit welchem Maaßstabe er Goethe selbst maaß, das weiß Jeder, der seine Schriften gelesen. Er verkehrte mit den ersten Aposteln des Goethismus, aber man bekehrte ihn trotz vielfacher angewandter Mühe und heiligen Eifers nicht. Die Journalistik Berlin's stand während Heine's Aufenthalt in Zenith der geistigen Erbärmlichkeit und beispiellosesten Korruption. Sie zählte damals grade soviel Blätter als Wochen im Jahre vom alten Freimüthigen bis zur jüngsten Ephemere hinunter. Diese literarischen Droschken Berlin's sympathisirten mit den wirklichen Droschken, sie waren unbeholfen, langsam, hölzern und rasselten lärmend daher; die residenzstädtischen Droschkenfahrer der Journalistik glichen wie ein Ei dem anderen den wirklichen Droschkenkutschern, kurz das ganze Fuhrwesen, sowohl der Zeitschriften als Droschken, der Residenz lag im Argen — ein wahrer Augiasstall von alten Uebelständen, verjährt-geheiligten Mängeln und tief eingewurzelten Makeln, des aufräumenden Herkules harrend.

Die Berliner Literatur entfaltete eine gewaltige Herbstthätigkeit: die Anekdotenkrämer und literarischen

Besenbinder — Karl Müchler an der Spitze —, die Korrespondenzschmierer, die Novitätenplaudermäuler und Theaterrezensionenschreiber, die Fabrikübersetzer aus dem französischen, die Kunststaarmatze — kurz das ganze berliner in Journalen und für die Bühne schreibende Corps pfiff und piepte, das Bücherfabrikhandwerk hatte goldenen Boden neben Hegel, Raumer und dem Rundensänger des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht — Friedrich Förster. Das waren die Früchte in der Residenz-Oase der Markwüste Sahara, das die Astern des berliner literarischen Herbstes jener Zeit. Auf diesen Steckenpferden trabte und galoppirte die Bevölkerung einer Stadt von vielen tausend Einwohnern.

Die Universität Berlin's, gleich der Hochschule am Rhein, von Friedrich Wilhelm III. gegründet, reich fundirt und glänzend ausgestattet, hatte viele bedeutende Namen neben vielen „kleinen Göttern" aufzuweisen. Ein genaueres Eingehen in ihre Zustände und Gestaltungen jener Zeit ist hier nicht am Orte, da Heine, obwohl ein rite immatriculatus Commilito derselben, doch mehr außerhalb ihrer Bezüge in andern Kreisen

sich bewegte, und auf das in Bonn wohl erworbene Prädikat eines fleißigen Bruder Studio hier keinen Anspruch machte.

Zunächst war es seine äußerst bedeutende Produktivität, die ihn vom Studium selbst abzog; nicht minder hielten ihn davon ferne die vielfachen Bezüge zu anderen Persönlichkeiten, Zusammenkünften und Vereinen, deren Beschäftigung Kunst und Wissenschaft waren, die Zerstreuungen, die eine Residenz bietet, während an einem kleineren Universitätsorte es an derartigen Hemm- und Hindernissen mehr oder minder ganz fehlt, besonders in Bonn und Göttingen, welche Beide damals in der ganzen deutschen Universitätswelt in dem Rufe standen, daß daselbst „tüchtig geochst" werde.

Das erste Lebenszeichen, welches ich von Heine aus Berlin erhielt, war ein Brief von ihm, gegen 6 Wochen nach seinem dortigen Eintreffen geschrieben. Er schrieb:

Berlin, 10. April 1821.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns Beiden noch mit einem Briefe im Rückstande ist. Sollte ich es sein, was auch

sehr wahrscheinlich ist, so habe die Güte mich zu entschuldigen.

Was du auch erdenken magst, das mich entschuldigen könnte, so wirst du leider immer die Wahrheit treffen. Aergerliche Stürme, Verlust des Allerliebsten, Krankheit und Unmuth und dergleichen schöne Dinge mehr sind seit zwei Jahren die hervorragendsten Punkte in dem Leben deines Freundes. Ich tröstete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, daß du alte und neue Wunden aufreißest und Herzblut in Briefcouvert ihm zuschickst. Aus manchen meiner trüben Lieder, das ihm hie und da an's Ohr geklungen sein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Brust seines Freundes aussieht; — am meisten aber beschwichtigte ich mich mit der Unkenntniß Deiner Adresse. Diese letztere Entschuldigung gilt aber nicht mehr seit vier Monaten; ich erfuhr, daß Du in Münster bist, dem Christian gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck rollen, weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felsenlast von der Stelle rollt. Der ehrliche Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnaden-

richter mehr gelten wird als die Eide von Hundert-
tausenden, dieser Christian soll bürgen, daß meine Ge-
sinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft
und barsch ich auch in meinen trüben Stunden von
meinen besten Freunden mich abwende und in Stolz
und Qual ihre Liebe verkenne und fortweise. Aber
wer bürgt mir für Dich? Auch da soll mir Dein bloßes
Wort genügen, Du guter, ehrlicher Steinmann! Von
Deinen poetischen Arbeiten ist mir seitdem manches zu
Gesicht gekommen, und das meiste hat mich auf unge-
wöhnliche Weise angesprochen. Aber auch vieles hat
mich unbefriedigt gelassen. Du kennst von Alters her
meine ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit in solchen
Dingen, und wenn Du noch der Alte bist, und noch
das alte Zutrauen zu mir hast, so wird Dich ein solches
Urtheil gewiß nicht verletzen. Einige Deiner Lieder
haben mir sehr gut gefallen, doch in einem derselben
hätte ich über das alte, wohlbekannte holprige hold
fast ein Bein zerbrochen; und wie sehr das Trauer-
spielchen Achtung und Beifall in Anspruch nahm, so
wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle desselben fast
erfroren. Ich hoffe, daß Du etwas schreiben wirst,

was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine Tragödien haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist. — Vom „Poeten“ erhalte ich oft Briefe; er schreibt viel. In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein ächter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Wald-Erdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel schlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Freilich unsere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüse, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbsen. Kennst Du den Carl Immermann? Vor diesem müssen wir Beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren Wenige gibt. — Ob Du mir mal schreiben wirst, das hängt ganz von Dir ab; wenigstens sollst Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Adresse nicht kennst. Diese

ist an H. H. aus D., abzugeben bei M. Moser, neue Friedrichsstraße No. 47.

Ich reise in 14 Tagen von hier ab; aber meine Briefe werden mir nachgeschickt. Anbei erfolgt ein Exemplar meiner Tragödien.

Dein

H. Heine.

Mit seinen „Gedichten" debütirte er zuerst in Berlin. Von denselben, welche A. W. Schlegel in Bonn im Manuskript Vers um Vers, Zeile um Zeile revidirt und mit seinen Bemerkungen kritisch versehen hatte, hatte er kurz nach seiner Ankunft in Berlin eine Auswahl mit der Aufschrift: Poetische Ausstellungen von H. Heine im Gubitz'schen Gesellschafter veröffentlicht. Dadurch hatte er auf die Gesammtausgabe aufmerksam gemacht, denn die Proben machten in der Residenz großes Furore. Die Sammlung erschien, getheilt in Traumbilder, Minnebilder, Romanzen, Sonette, vermischte Gedichte und Uebersetzungen aus Byron's Werken.

„Verlust des Allerliebsten" — schreibt er. Welcher Verlust war gemeint? Ich knüpfe daran kurz die

Erzählung seiner ersten Jugendliebe, worüber bis heute nichts in die Oeffentlichkeit gekommen. Seiner ganzen Poesie Hauptthema, dessen Variationen seine kleineren Gedichte sind, hat er in dem bekannten Gedichtchen von der unvergoltenen Liebe ausgesprochen: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" u. s. w. Die Schlußstrophe desselben:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu.
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

enthält die Geschichte seiner ersten Liebe. An diese Geliebte waren die schönsten Blüthen seiner Poesie gerichtet; ihr widmete er sie unter ihrem Namen: Eveline; sie war das „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", sie, die Nichte des Dichters in Düsseldorf, Eveline van Geldern, die ihm nicht ward, sondern einem anderen kurz vor seinem Abgange von Göttingen nach Berlin sich ehelich verband. Sie schwebte ihm vor in der Zuleima im „Almansor", in der Marie im „Ratcliffe."

Seinen Gedichten folgten die beiden „Tragödien", nebst einem „lyrischen Intermezzo" (80 kleinen Liedern

als Zugabe), welche er schon zu Bonn und Göttingen gedichtet hatte, William Ratcliffe und Almansor.

Auffallender Weise ist Heine viel zu wenig oder fast gar nicht als dramatischer Dichter vom Publikum beachtet und von der Kritik gewürdigt worden, wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß ihm vielleicht dasjenige Talent gerade gebrach, welches zu wahrhaft dramatischen und bühnengerechten, d. h. auf der Bühne darstellbaren dichterischen Erzeugnissen befähigt. Wenigstens muß er dieses selbst gefühlt oder geglaubt haben, da er nach jenen beiden dramatischen Jugendgedichten sich nicht weiter in diesem Genre — mit Ausnahme eines Operntextes, der durch die Lässigkeit des Componisten, wofür er ihn schrieb, nicht dem Publikum bekannt geworden ist — versuchte.

Sein „Almansor" ragt aber, wenn er auch vielleicht zu den unaufführbaren Produktionen deutscher Poesie auf den Brettern gehört, so bedeutend in seiner Gesammtbedeutung wie in seinem dichterischen Werthe vor Hunderten von Dramen der Gegenwart und Vorzeit empor, daß er eine ganz andere Berücksichtigung verdient, als ihm bis dahin sowohl Seitens des Publikums wie der

Kritik geworden ist, und zwar der Darstellung der darin vorkommenden Karaktere, wie ihrer Tendenz halber.

Unter den dramatischen Meisterwerken unserer Dichterheroen sind es Lessing's Nathan der Weise und Goethe's Faust, welche sich minder zu einer theatralischen Darstellung eignen als die übrigen Dramen ernster und heiterer Gattung dieser beiden Dichter. Die Wahrheit gestanden, so schließt Faust jede derartige Vorführung unbedingt aus; denn die versuchten Darstellungen sind und bleiben immerhin Versuche, und nie ist es Goethe's Intention gewesen, durch seine gigante Dichtung Faust von der Bühne herab wirken zu wollen. Lessing's Nathan hatte ebensowenig diese Tendenz, die bekanntlich eine theologisch-polemische Richtung vertreten sollte; und weiter war keine Absicht des Verfassers damit verbunden. Indeß schon der äußeren Abfassung und Abtheilung dieses Dramas nach, sich aufführbarerer Form mehr anschließend als der Faust, der nur in szenenartiger Einkleidung auftritt, ward dasselbe schon gleich nach seinem Hervortreten in die Oeffentlichkeit durch die Presse Gegenstand theatralischer Thätigkeit und ward aufgeführt — mit

allgemeinem Beifall, da seine Tendenz in damaliger Zeit dem an den theologischen Kämpfen sich betheiligenden und theils der freieren, theils der orthodoxen Richtung huldigenden Publikum genehm und willkommen war, während Goethe's Faust erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Erscheinen auf die Bretter der Bühne gezwungen und in Akte gezwängt wurde.

Der Tendenz des Nathan ähnlich ist Heine's Almansor: während jener, das Mährchen von den drei Ringen zur dramatischen Anschauung bringend, dadurch Christenthum, Muhammedanismus und Judenthum gleichstellte und jede Bevorzugung der Lehren dieser drei Konfessionen paralysirte, parallelisirt der Almansor die beiden ersten — Christenthum und Muhammedanismus, indem er beide in ihren Hauptlehren und Unterscheidungen nebeneinanderstellt.

Ein Prolog in Oktaverimen karakterisirt seinen Inhalt:

> Glaubt nicht, es sei so ganz und gar phantastisch
> Das hübsche Lied, das ich euch freundlich biete.
> Hört zu, es ist halb episch und halb drastisch,
> Dazwischen blüht manch' lyrisch zarte Blüthe:

Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe,
Es kämpfen Christ und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Der kleinen Tragödie Ratcliffe kommt der Name Tragödie oder auch Drama mit größerem Rechte zu als dem Almansor, welcher aber als Kunstwerk bedeutend über jenem steht, obwohl er eher auf den Namen eines dramatischen Gedichts Anspruch macht. Auch dieses fordert gleich einem bühnengerechten Stücke eine fortschreitende Entwickelung aus sich selbst heraus; das zeigen die Leistungen im Drama aller Völker. Und daß auch der Almansor diese Anforderung erfüllt, ergibt die Fabel des Stückes.

In Granada lebten Abdullah und Ali, zwei edle Mauren, als innige Freunde: Ali's Gattin stirbt nach der Geburt eines Sohnes Almansor. Der Vater vermag den Anblick des Schmerzenskindes nicht zu ertragen und geht willig zwei Vorschläge Abdullah's ein: zur Besieglung und Forterbung beiderseitiger Freundschaft seinen Sohn Almansor mit Abdullah's bald darauf geborner Tochter Zuleima schon als Kinder zu

verloben, und um Almansor's schmerzerregenden Anblick für den Augenblick zu vermeiden und eine seiner würdige Gattin aufzuerziehen, die Kinder zu vertauschen. Ali erzieht Zuleima und Abdullah den Almansor. Ehe noch beide Eltern ihren Pflegekindern das Geheimniß entdecken können, trifft der Blitz die Zinnen der Alhambra, und Granada wird von Ferdinand und Isabella erobert. Als der Muhammedaner furchtbare Verfolgungen beginnen, läßt Ali (nachdem Zuleima durch ihr Herz und eine fromme Amme schon zum Christenthume gezogen worden) sich taufen, weil er

nicht wollte
Zurück ins dunkle Land der Barbarei.
Ihn hielt gefesselt edle Sitte, Kunst
Und Wissenschaft, die in Hispanien blühten;
Ihn hielt gefesselt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des strengen Morgenlands hinwelken sollte;
Ihn hielt gefesselt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe schöne Spanien.

Abdullah dagegen, ein blinder Moslem, verläßt mit Weib und Pflegekind und aller fahrenden Habe Spanien und ist in Mauritanien und auf der Fahrt nach

Mekka begriffen, ehe noch Ali davon Kunde erhalten. Abdullah rächt sich an dem abtrünnigen Freunde, wie er ihn nennt, indem er dessen Sohn als seinen eigenen auferzieht, die Tochter aber, „die Gottesleugnerin“, will er nie wiedersehen.

Vater und Mutter sterben auf der Wallfahrt nach Mekka, ohne Almansor'n das Geheimniß enthüllt zu haben, daß er nicht ihr Kind sei. Doch treibt ihn das Gebot der sterbenden Mutter: Zuleima ihren letzten Kuß zu bringen, sowie die eigene Liebe zur Abtrünnigen nach Spanien hinüber. Hier hat Ali, jetzt Gonzalvo genannt, sich an Abdullah, von dem er glaubt, er habe ihm aus Rache seinen Sohn Almansor ermordet, christlich gerächt, indem er Zuleima als sein Kind auferzogen. Almansor kehrt heim, wird in den Ruinen seines Vaterschlosses von einem alten Diener erkannt, der jetzt, nachdem die letzten Mauren durch Don Aguilar auch aus der Sierra Morena vertrieben worden, das Räuberhandwerk im Lande treibt. Hassan drängt ihn, die Abtrünnigen zu vergessen: Almansor will sie aber noch sehen, ehe er scheidet.

Abgewiesen von dem Pförtner in Ali's Schlosse,

weil Gastfreundschaft eine alte Heidensitte sei, erkennt doch Zuleima sogleich des Geliebten Stimme. Vergebens redet er ihr zu, mit ihm nach Afrika zu fliehen; sie ist glücklicher, indem sie ihm mit der Stimme der Liebe den Glauben der Liebe predigt. Aber jetzt will er auch die irdische genießen, und Zuleima sagt ihm, sie sei schon die Braut eines Christen, sie weist auf ihr dem frommen Abte gegebenes Versprechen.

Da umfängt Wahnsinn Almansor's Stirn: er verwünscht die Zaubertöne der Zauberin und will sich selbst morden, doch Hassan belebt die scheidenden Sinne mit der Ansicht, Zuleima rauben zu können und mit ihr nach Mauritanien zu fliehen. Im Wahnsinn stürzt er auf das Hochzeitsfest und reißt Zuleima mit sich fort. Er wird verfolgt, und der dem Räuber nachsetzende Ali erfährt beim Verfolgen vom sterbenden Hassan, der Räuber sei sein Sohn, der todtgeglaubte Almansor. Dieser ist mit seiner ohnmächtigen Beute auf einen Felsen gestiegen: Zuleima erwachend glaubt im Paradiese zu sein; auch Almansor schwelgt in dem Gedanken; da nahen die Spanier, und Ali's Sohn stürzt sich mit Abdullah's Tochter in den Abgrund, wenige Augen-

blicke zuvor, ehe der Vater herbeistürzt, um den Untergang aller seiner Hoffnung zu erblicken. —

Wenn auch handlungsarm, ist die Fabel des Drama gedankenreich. Der letzte Untergangskampf in Granada ist ein reicher Stoff der Dichtung, für die Glut der Fantasie wie für die Einfalt der Darstellung. Das Reich war vom Wurm angefressen: Zwist und Verrath, Hader und Hinterlist zerrissen die letzten Haufen und Kämpfer des letzten Maurenreiches in Spanien, und die in den Augen der Romantik tugendhaftesten Ritter sind, im historischen Lichte betrachtet, schwarze Vaterlandsverräther. Weil schon in sich zerfallen, mußte es untergehen. Das zu schildern, war nicht Aufgabe des Dichters: die geistige Haltung seines Dramas concentrirt sich in dem das Ganze durchdringenden Gegensatze des Christenthums und des Muhammedanismus und in der Apologie und Apotheose des ersteren, die zwei Reden, in Almansor's und Zuleima's Mund vertheilt, enthalten. Ihre beiderseitigen Ansichten von dem christlichen Glauben sind die schönsten und Hauptstellen des Gedichts.

Der befangene Moslem erwiedert auf die Frage: ob

er nie das versöhnende Bildniß des Weltheilandes geschaut:

Wohl traf ich schon auf meinem Weg das Bildniß,
Am Tage meiner Rückkehr nach Hispanien.
Links an der Straße, die nach Xeres führt,
Steht prangend eine herrliche Moschee;
Doch wo der Thürmer einst vom Thurme rief:
„Es gibt nur einen Gott und Mahomet
Ist sein Prophet!" da klang jetzund hinab
Ein dröhnend dumpfes schweres Glockenläuten.
Schon an der Pforte goß sich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufrauschten und wie schwarzer Sod
Im glüh'nden Zauberkessel qualmig quollen,
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Riesentöne in das Haus hinein,
Und wanden sich um meine Brust wie Schlangen,
Und zwängten ein die Brust und stachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurgh's Schnabel picke mir ins Herz.
Und in dem Hause scholl, wie'n Todtenlied,
Das heis're Singen wunderlicher Männer,
Mit strengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Gesang der weiß- und rothberockten Knaben,
Die oft dazwischen klingelten mit Schellen,
Und blanke Weihrauchfässer dampfend schwangen.
Und tausend Lichter gossen ihren Schimmer

Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge sah,
Aus jeder Nische nickte mir entgegen
Dasselbe Bild, das ich hier wiedersehe;
Doch überall sah schmerzensbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darstellt.
Hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort sank er nieder unter Kreuzeslast,
Hier spie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen seine Schläfe,
Hier schlug man ihn ans Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooße
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen,
Und wie ich umsah, schaut' ich einen Priester,
Der eben einen Becher austrank. —

Diese lebendige, nichtchristliche Schilderung aus des Moslems Munde findet ihre Kehrseite in der darauf folgenden Wechselschilderung der Christin Zuleima:

Ins Haus der Liebe trat dein Fuß, Almansor,
Doch Blindheit lag auf deinen Augenwimpern.
Vermissen mochtest du den heitren Schimmer,
Der leicht durchgaukelt alte Heidentempel,
Und jene Werkeltagsbequemlichkeit,
Die in des Moslems dumpfer Betstub' kauert.

Ein ernst'res, beſſ'res Haus hat ſich die Liebe
Zur Wohnung ausgeſucht auf dieſer Erde.
In dieſem Hauſe werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden da zu Kindern wieder;
In dieſem Hauſe werden Arme reich,
Und Reiche werden ſelig in der Armuth;
In dieſem Hauſe wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte,
Denn ſelber als ein traurig, armes Kind
Erſchien die Liebe einſt auf dieſer Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kiſſen.
Und flüchten mußte ſie wie'n ſcheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrſamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe ſieben Todesſeufzern
Zerſprengen jene ſieben Eiſenſchlöſſer,
Die Satan vorgelegt der Himmelspforte,
Und wie der Liebe ſieben Wunden klafften,
Erſchloſſen ſich aufs neu die ſieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe war's, die du geſchaut als Leiche,
Im Mutterſchooße jenes traur'gen Weibes.
O glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann ſich erwärmen eine ganze Menſchheit;
Aus jenem Blute ſproſſen ſchön're Blumen
Als aus Alraſchid's ſtolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes

Fließt wunderbar ein süß'res Rosenöl,
Als alle Rosen Schiras liefern können.
Auch du hast Theil, Almansor ben Abdullah,
An jenem ew'gen Leib und ew'gem Blute,
Auch du kannst setzen dich zu Tisch mit Engeln,
Und Gottesbrot und Gotteswein genießen;
Auch du darfst wohnen in der sel'gen Halle,
Und gegen Satan's starke Höllenmacht
Schützt dich mit ew'gem Gastrecht Jesu Christ,
Wenn du genossen hast sein „Brot und Wein".

So tritt hier alles in reichstem Maße zusammen: originelle Fantasie, Kraft und Schönheit der Sprache, tiefe Empfindung, lebendige Darstellung, interessanter Stoff, geistreiche Verarbeitung desselben, fesselnde Entwickelung, um dem aus der Vereinigung aller dieser Eigenschaften hervorgegangenen Produkte Beachtung und Theilnahme im höchsten Maße und nach Verdienst zu verschaffen und in jedem ohne Ausnahme zu erwecken, trotzdem daß das Ganze kein regelrechtes, nach den Vorschriften der aristotelischen Dramaturgie entworfenes Drama ist. —

Der Kreise, worin er sich zu Berlin bewegte, waren verschiedene. Zunächst war er ein thätiges Mitglied des im Jahre 1822 von Eduard Gans, L. Zuns

und M. Moser gestifteten „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden"; er hielt in den Sitzungen desselben mehrmals geistvolle Vorträge, unter anderen bei einer öffentlichen Jahresfeier dieses Vereins einen höchst anziehenden, zunächst an die israelitischen Frauen gerichteten Vortrag. Angeregt durch diesen Verein begann er in der ersten Zeit seines berliner Aufenthalts eine Schrift, von der ich nur den Titel: „der Rabbi" weiß. Von höchstem Interesse wäre es selbstredend, sich zu vergewissern, ob beide Produktionen etwa noch irgendwo in Berlin handschriftsweise beruhten, um selbe der Gesammtausgabe seiner Werke anschließen zu können.

Ueber einen zweiten Kreis, dem er während seines berliner Aufenthalts angehörte, verdanken wir eine interessante Mittheilung weiblicher Hand, die in den nachfolgenden Zeilen enthalten, zu welchen ein Besuch des kranken Heine in Paris Veranlassung gab.

„Die Erinnerung an die Vergangenheit — sagt die besuchende Verfasserin jener Mittheilung — an seine Jugend, an das gute Berlin vor dreißig Jahren erfreute ganz besonders den kranken Dichter in Paris.

Jene Zeit, welche die Morgenröthe seines beginnenden Ruhmes war, riefen wir gemeinschaftlich uns ins Gedächtniß zurück mit allen den Namen, die ihr angehört hatten. In dem Hause der Dichterin Elise von Hohenhausen war damals der Sammelplatz derselben gewesen; jeder Dienstag führte dort die genügsamen Berliner bei einer Tasse Thee zusammen. Viele literarische Notabilitäten waren darunter: Varnhagen mit den feinen aristokratischen Mienen; Chamisso, dem das lange, graue Lockenhaar phantastisch um das magere, aber edle Gesicht wallte; Eduard Gans, dessen auffallend schöner Kopf mit dem frischen Kolorit, den stolz gewölbten Brauen über den dunklen Augen, an einen geistigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philosoph und Schüler von Moses Mendelssohn, übersprudelnd von Witz und köstlich erzählten Anekdoten, dann damals noch junger Nachwuchs, jetzt lauter Männer in grauen Haaren und hohen Würden: der Maler Wilhelm Hensel, jetzt Professor; Leopold von Ledebur, damals ein studirender Leutnant, jetzt ein bekannter Historiograph und Direktor der Kunstkammer im berliner Museum;

der Dichter Apollonius von Maltitz, jetzt russischer Gesandter in Weimar; Graf Georg Blankensee, der ritterliche Sänger und Epigone Byron's, jetzt Mitglied der ersten Kammer, u. s. w. Unter den Frauen nahm Rahel natürlich den ersten Platz ein; neben ihr blühte damals ihre wunderschöne Schwägerin, Friederike Robert, Heine's angebetete Muse; seine herrlichsten, zartesten Liebesgedichte waren ihr zu Füßen gelegt, z. B.: „Fern an den Ufern des Ganges", „Du hast Diamanten und Perlen" u. s. w.; Amalie von Helwig, geb. von Imhoff, die Uebersetzerin der Frithiofs-Sage; Helmina von Chezy, die fahrende Meistersängerin jener Zeit, gehörten nebst noch vielen geistreichen Frauen aus der höheren berliner Gesellschaft, z. B. Frau von Bardeleben, die Freundin Raumer's, Frau von Waldow, jetzt die Schwiegermutter A. von Sternberg's, zu diesem Kreise. Heine las dort sein eben erschienenes „lyrisches Intermezzo", seinen „Radcliff" und „Almansor" vor. Er mußte sich manche Ausstellung, manchen Tadel gefallen lassen, namentlich erfuhr er häufig einige Persiflage über seine poetische Sentimentalität, die wenige Jahre später ihm

so warme Sympathie in den Herzen der Jugend erweckt hat. Ein Gedicht mit dem Schluß: „Und lautaufweinend stürz' ich mich zu ihren süßen Füßen" fand eine so lachende Opposition, daß er es nicht zum Drucke gelangen ließ. Die Meinungen über sein Talent waren noch sehr getheilt, die wenigsten hatten eine Ahnung von seinem dereinstigen unbestrittenen Dichterruhm. Elise von Hohenhausen, welche damals mit ihren Uebersetzungen des gefeierten Briten, Lord Byron, beschäftigt war, proklamirte ihn zuerst als dessen Nachfolger in Deutschland, fand aber viel Widerspruch; bei Heine jedoch sicherte ihr diese Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Wie schwer es zu jeder Zeit gewesen ist, das Talent in der Knospe zu erkennen, bewies auch der Umstand, daß Heine damals nur mit Mühe einen Verleger für seine Gedichte finden konnte, nachdem er von Brockhaus abgewiesen worden. Gleichzeitig mit ihm entfaltete sich eine andere Dichterblume, die ebenfalls nicht gleich den rechten Sonnenschein fand, um die herbe grüne Knospe zu sprengen, bis endlich jedes Purpurblättchen den schönen Namen „Immermann" zeigte. In dem Hause der Frau v. Hohenhausen

wurden damals seine Erstlingsdramen vorgelesen und vielfach beachtet; Heine's spätere Bekanntschaft mit Immermann wurde dort vermittelt. In dem unbedeutenden westfälischen Lokalblatt, der „Sprecher", standen sie öfter mit ihren ersten Erzeugnissen nebeneinander, und in der freilich nicht sehr poetischen Fehde gegen Platen ward Immermann tapfer von Heine unterstützt.

Da Heine in der Neujahrsnacht 1800 (?) geboren ist, so war er zu jener Zeit 22 bis 23 Jahre alt. Er war klein und schmächtig von Gestalt, blond und blaß, ohne irgend einen hervorstechenden Zug im Gesicht zu haben, doch von eigenthümlichem Gepräge, so daß man gleich aufmerksam auf ihn wurde und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Wesen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der später die Rose seiner Poesie umdornte. Er war selbst mehr empfindlich gegen Spott, als aufgelegt, ihn auszuüben. Die guten Empfindungen, die er später oft verlachte, fanden ein wohlklingendes Echo in seiner Seele. Zum Beweise und als literarische Kuriosität möge hier eine Stelle aus seinen „Berliner Briefen" stehen, die gewiß niemand aus Heine's Feder geflossen

glaubt, so mitfühlend und aufrichtig stimmt er dem patriarchalischen Kultus der damaligen Berliner für ihre Königsfamilie bei: „Wer nach Berlin kömmt, darf nicht versäumen, an einem schönen Vorfrühlingstage um halb eins in den Thiergarten zu gehen, links hinein nach der Gegend, wo unserer seligen Louise ein einfaches kleines Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Es ist eine schöne, edle, ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußeren Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weiß gemacht: der König müsse sich oft in dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohne und nur selten nach Berlin komme. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls um diese Zeit im Thiergarten, sowie auch den ganzen Hof und die Noblesse. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergestalten; die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch' ein schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein mißgestalteter, verwahrloster Ast.

In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Gesichtern, reiten dort die zwei älteren Königssöhne vorbei. Jene schöne, jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsere Alexandrine. Im braunen festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht, andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus" u. s. w.

Soweit Elise von Hohenhausen über diesen berliner Kreis, dem sich Heine angeschlossen hatte. —

Die erste kritische Besprechung der Gedichte Heine's fand fern vom Orte ihres Erscheinens statt,

im westfälischen Anzeiger; die Kritik floß aus Immermann's Feder, der damals, ungefähr gleichen Lebensalters mit Heine, als Militärauditeur zu Münster lebte, und von dem Redakteur jenes Provinzialblattes brieflich um sein Urtheil befragt worden war; dazumal stand er zu Heine noch gar nicht in näheren Bezügen irgend einer Art. Immermann antwortete durch Einsendung nachfolgender Rezension*):

„Sie wünschen meine Meinung über Heine's Gedichte. Wollen Sie mit dem guten Willen zufrieden sein, Ihnen für Ihr Blatt etwas zu liefern, so kann ich Ihnen, bei gänzlicher Unfähigkeit, eine schulgerechte Kritik zu schreiben, wohl sagen, welche Gedanken diese Poesien in mir erweckt haben."

„Wenn die Meßkataloge des 19. Jahrhunderts einen neuen Poeten anzeigen, so empfinde ich ungefähr dasselbe Grauen, als wenn ich ausrufen höre: Da läuft wieder ein toller Hund her! Ich kann daher nicht bergen,

*) Da diese Jugendkritik Immermann's längst verschollen, überhaupt in weiteren Kreisen gar nicht bekannt geworden ist, so wird die Wiedervorführung derselben nicht unangenehm sein.

daß Ihr Wunsch mich mit einigem Schauder erfüllte: die Furcht war aber nicht gegründet."

„In den meisten Erzeugnissen Heine's schlägt eine reiche Lebensader: er hat das, was das erste und letzte beim Dichter ist: Herz und Seele, und das, was daraus entspringt: eine innere Geschichte. Deshalb merkt man den Gedichten an, daß er ihren Inhalt einmal stark durchempfunden und durchgelebt hat. Er ist ein wahrer Jüngling, und das will viel sagen zu einer Zeit, worin die Menschen schon als Greise auf die Welt kommen. Mit kecker, fast dramatischer Anschaulichkeit zeichnet er die Zustände seines Innern; mit jugendlicher Unbefangenheit gibt er sich blos, und hat den, kräftigen Seelen eigenthümlichen Abscheu vor weichlicher Sentimentalität in solchem Grade, daß er sich lieber hin und wieder in's gemeine und possenhafte verirrt. Er sagt selbst irgendwo:

Gib her die Larv', ich will mich jetzt maskiren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die in Charaktermasken prächtig prunken,
Nicht wähnen: Ich sei einer von den Ihren.

Diese Verse geben mir zugleich Gelegenheit, etwas näher die Individualität unseres Dichters zu berühren.

Aus allen seinen Liedern spricht der Unmuth, der sich oft bis zur Wuth und bis zur Verzweiflung steigert. Man lese nur z. B. das Gedicht: Die Hochzeit, und unter den Fresko-Sonetten No. III, IV, VII, VIII, X. Bleibt man bei den Worten stehn, so ist diese trübe Stimmung durch ein gestörtes Liebesverhältniß erzeugt. Dringen wir etwas tiefer, so scheint es mir, daß ein herberes, als jener Liebesverdruß, die Brust des Dichters bewegt habe, und daß das arme Mädchen, welches so bitter gescholten wird, für die Unbillen andrer büßen müsse.

Sie werden mich der Paradoxie beschuldigen, wenn ich sage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichterisches Wesen erscheint. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, und kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufstellen, daß es mir wie eine schwere Last des Schicksals vorkommt, in unsern Tagen mit poetischem Talente geboren zu sein. Alles andre, wodurch die Menschheit gefördert wird, vermag eher, sich gewaltsam durchzuarbeiten, aber die zarte Pflanze der Poesie will den guten weichen Boden im Herzen der Zeitgenossen, um sich ganz gesund entfalten zu können.

Sie werden mir einwenden, daß die Dichter aller Jahrhunderte gehudelt worden sind. Befragen wir aber die Geschichte der größten, die uns als Muster der reinsten Entwicklung gelten müssen, so finden wir, daß sie von Rohen zwar derb gemißhandelt wurden, daß aber jeder von ihnen einen Kreis Guter um sich versammelte, der mit der rührendsten Theilnahme an ihm hing und seinen Schritten folgte.

Jetzt hat sich das umgekehrt. Rohe Mißhandlungen braucht der Dichter nun weniger zu fürchten, seitdem man sich gewöhnte, die Poesie mit andern Tageserscheinungen in Reihe und Glied zu stellen. Dagegen ist die Ahnung von etwas heiligem und unbegreiflichem in ihm, die frühern Zeiten eigenthümlich war, auch den bessern unter uns ganz fremd, und die allgemeine Gleichgültigkeit gegen das „weltliche Evangelium," wie Goethe die Poesie nennt, ist so groß, daß ihr nur allenfalls der abenteuerliche Uebermuth, womit man über jede Dichtung flach abspricht, an die Seite gesetzt werden kann.

Es ist ganz natürlich, daß ein dunkles Gefühl, oder die klare Erkenntniß von diesem trostlosen Stande der

Dinge, diejenigen ergreift und verstimmt, welche mit Anlagen ausgerüstet sind. Daher treten alle Talente in unsern Tagen gereizt und kränkelnd auf, mehr als je stellt sich der Dichter in offene Opposizion gegen die übrige Welt; er, der eigentlich berufen ist, zwischen und über allen Parteien stehend, alle aufzulösen und zu beschwichtigen, bildet jetzt die heftigste Partei, und wie er sonst friedlich, wohlempfangen in die Hütte und in den Pallast trat, so muß er nun, in Stahl und Eisen gepanzert, sein Schwert immer zum Ausfall bereit halten.

Jenen bitteren Grimm über eine nüchterne, unempfängliche Gegenwart, jene tiefe Feindschaft gegen die Zeit, scheint nun die kraftvolle Natur unsers Heine ganz besonders stark zu hegen, und daraus wird es mir erklärlich, warum ein Jüngling unter 58 Gedichten auch nicht ein einziges zu geben vermochte, aus dem Freude und Heiterkeit spricht. Mit dem, worüber er unmittelbar sich beklagt, würde er leichter und harmonischer fertig geworden sein, läge nicht das oben angedeutete Bewußtsein eines tiefern Zwiespaltes in seiner Seele. Nähere Fingerzeige geben einige seiner Fresko-

Sonette, sowie die Gedichte: An eine Sängerin als sie eine alte Romanze sang; und: Gespräch, auf der paderborner Haide.

Oberflächliche Aehnlichkeit findet man zwischen diesen Produktionen und den Werken des Lord Byron, zu welchen unser Landsmann eine besondere Neigung zu haben scheint. Die Vergleichung beider würde aber theils zum Nachtheil, theils zum Vortheil des Deutschen ausfallen.

Gewaltiger und reicher als Byron kann niemand den Abgrund einer zerstörten Seele zeigen, er ist Roquairol à cheval, und unser Dichter kommt ihm darin auch nicht von fern nahe. Der Britte dünkt mich, wie jener Fisch, den die Römer zu grausamer Ergötzung auf ihren Tafeln zerschneiden ließen, und der im Moment des Sterbens das herrlichste Farbenspiel sehen ließ.

Dagegen ist der Deutsche viel frischer und lebensmuthiger. Es ist ihm noch möglich, seinen Haß an einer einzelnen Erscheinung auszulassen, während der Lord alles menschliche und göttliche, zeitliches und ewiges gleichmäßig verhöhnt.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß bald etwas

besseres über diese Gedichte gesagt werden möge, indem ich überzeugt bin, daß sie einer reiflichern Betrachtung werth sind, als die ich ihnen widmen konnte."

Aber auch in noch anderen Kreisen war Heine eingebürgert, mit vielen anderen Notabilitäten pflog er Umgang: Grabbe stand ihm nicht fern, und zu Fouqué, dem heutzutage verkannten, schier vergessenen Dichter des „Zauberringes", der „Fahrten Thiodolfs des Isländers" und vieler anderen wahrhaften Fantasieerzeugnisse, dessen gediegenes Zaubermährchen Undine allein nur das jüngere Geschlecht der Gegenwart kennt, stand er in nahen Verhältnissen. Ein verschollenes Gedicht dieses Dichterfreundes an Heine, das er mir von Berlin aus mittheilte, mag hier seine erneuerte Stelle finden.

An H. Heine.

Am 21. Mai 1823.

Du lieber herzblutender Sänger,
Dein Lied versteh' ich ja wohl!
Doch singe so wirr nicht länger,
So zürnend nicht und hohl!

Hohl wie die Geister um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind so wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geschwirr!

Ich habe so zürnend gesungen wie du,
Ich habe geblutet gleich dir.
Da strahlte durch Wolken Mondesruh,
Da fühlt' ich: dort ist nicht hier!

Da wußt' ich: es gibt ein allsüßes Licht,
Das zieht mich zum ewigen Fest.
Doch warnte mich's: tändle mit Schlangen nicht,
Die Schlangen halten so fest!

Wer bis an sein Grab mit den Schlangen spielt,
Dem kriechen sie nach in das Grab.
Wenn dann auch das Herze gen Himmel zieht,
So ringeln sie's wieder bergab.

Du, dem die Kraft in den Liedern schäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz,
Du hast schon einmal so schlimmes geträumt,
O hüte dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat dein Gott ja so lieb,
Und haucht ihm zu: Dich versöhn' ich!
Die Schlange, das ist der uralte Dieb,
Dein Gott ist der ewige König!

Seine „Briefe aus Berlin“, sechs an der Zahl, machten Furore in ganz Preußen, vor allem in der Residenz, „die wie ein junges Mädchen ihr Angesicht gern wieder sieht im Spiegel fremder Korrespondenz“. Sie liefen durch mehrere Nummern des mit dem westfälischen Anzeiger verbundenen Kunst- und Wissenschaftsblattes des Jahrganges 1822, und trugen nicht wenig zur allgemeineren Verbreitung dieses Provinzialblattes und Steigerung seiner Abonnentenzahl bei, welche die Höhe von zweitausend erreichte. Sie lieferten ein getreues Spiegelbild der Zustände und Vorkommnisse in Berlin, und waren die ersten größeren Versuche, die er in der Prosa machte, sprühend von Humor, Witz, Satire und Sarkasmen; sie sind gleichsam die Vorstudien zu seiner „Harzreise“, die Vorhalle des Ruhmes seiner „Reisebilder“. Er löste darin die Aufgabe: „Was soll ich nicht schreiben?“ und er schrieb frei und frank, ohne „Systematie, denn sie ist der Würgengel aller Korrespondenz“ — wie er sagte, nur „andeutend, nicht ausmalend.“

Nach den „poetischen Ausstellungen“ in Gubitz's Gesellschafter“ und den „berliner Briefen“ im west-

fälischen Anzeiger trat er in einem andern damals in Berlin erscheinenden Journale mit einer umfangreichen Kritik über eine Tragödie von W. Smets, dem Sohne der großen Schauspielerin Sophie Schröder, hervor, die den Titel führte: Tasso's Tod. Die Rezension geht weit über den üblichen Gehalt solcher Produktionen hinaus und enthält einen Schatz von gediegenem kritischen Golde. Hoffen wir, daß der testamentarische Herausgeber der Gesammtausgabe der Werke Heine's, Dr. Christiani, diese treffliche Arbeit in dem verschollenen berliner Journale aus jener Zeit nicht übersieht.

Eine fernere poetische Arbeit von größerem Umfange fällt gleichfalls in die Periode seines berliner Aufenthaltes — ein Operntext unter dem Titel: Der Batavier. Durch die Schuld des Komponisten, auf dessen Bitte er sich veranlaßt sah, zu diesem Produkt zu schreiten, ist derselbe bisher nicht bekannt geworden.*) Eine große Zahl kleinerer poetischer Erzeugnisse —

*) „Der Batavier" wird in einer Sammlung bisher ungedruckter Schriften Heine's gleichfalls erscheinen.

in Sonetten- und Liederform — die er während dieser Zeit schrieb, sind schier in alle Welt gerathen und zerstreut. Ich kann einige derselben hier wiedervorführen:

Burleskes Sonett.

Wie nähm' die Armuth bald bei mir ein Ende,
Wüßt' ich den Pinsel kunstgerecht zu führen
Und hübsch mit bunten Bildern zu verzieren
Der Kirchen und der Schlösser stolze Wände.

Wie flösse bald mir zu des Goldes Spende,
Wüßt' ich auf Flöten, Geigen und Clavieren
So rührend und so fein zu musiziren,
Daß Herrn und Damen klatschten in die Hände.

Doch ach! mir Armen lächelt Mammon nie:
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,
Brodloseste der Künste, Poesie!

Und ach! wenn andre sich mit vollen Humpen
Zum Gotte trinken in Champagnerweine,
Dann muß ich dürsten oder ich muß — pumpen.

Zuckerpastillen für die Geliebte.

I.

Das Herz, den Frohsinn und das Glück
Hast du mir, Liebchen, längst genommen,
Und, was ich auch von dir bekommen,
Nicht Eines gabst du mir zurück.

Für Herz und Frohsinn und für Glück
Hast du den Schmerz für's ganze Leben
Und bittre Worte mir gegeben:
Nimm, Liebchen, nimm auch die zurück!

II.

Gedenkst du noch der Flammenblicke,
An die der Neuling gern geglaubt?
Des langversagten, ersten Kusses,
Den dir der Glühende geraubt?

O Blicke, ihr erprobten Angeln,
An denen sich das Fischlein hängt!
O Kuß, du süße Honigruthe,
Mit der man Vögel lockt und fängt!

III.

Du sprachst, und gabst ein Löckchen mir
Von deinem seidnen Haar;
„Das trag', ich trage dich dafür
Im Herzen immerdar."

Und Herz und Haar noch manches Mal
Wohl spielten diese Roll'.
Drum sprich: ist noch dein Kopf nicht kahl?
Dein kleines Herz nicht voll?

IV.

Du, Liebchen, hast mir's versichert,
Ich, Liebchen, glaubt' es fast;
Von dir war es gar so dumm nicht,
Daß du's versichert hast:
Doch daß ich beinah es glaubte,
Das leg' ich mir zur Last.

V.

Der Trauerspiele sah ich schon viel,
Ich weinte so manche Thräne,
Doch hatte keins ein so trauriges End',
Als jene rührende Szene:

Du spieltest darin die Hauptperson,
Ich kniete zu deinen Füßen —
Wie täuschend machtest die Unschuld du,
O schönste der schönen Aktricen!

Parodie.*)

Sie haben mich ennüjiret,
Gequälet, ich weiß nicht wie,
Die Einen mit ihrer Prosa,
Die Andern mit Poesie.

Sie haben das Ohr mir zerrissen
In ewiger Disharmonie,
Die Einen mit ihrer Prosa,
Die Andern mit Poesie.

Doch die mich am meisten gelangweilt
Mit ihrem Federkiel,
Die schrieben weder poetisch,
Noch recht prosaischen Styl.

Lieder.

I.

Frag' nicht, Liebchen, was ich habe,
Frage lieber, was ich sei;
Denn nicht große Schätze hab' ich,
Aber gut bin ich und treu.

Frag' mich ja nicht, wie ich lebe,
Nur wofür, das frage mich;
Denn beschränkt und einsam leb' ich,
Doch ich lebe ja für dich.

*) Seines bekannten Liedes: Sie haben mich gequälet ꝛc.

Frage nicht nach meinen Freuden,
Frage nicht nach meinem Schmerz;
Denn die Freude flieht ihn ewig,
Dem gebrochen ist das Herz.

II.

Vertheid'ge nicht, vertheid'ge nicht
Die miserable Welt!
Das Gaffervolk vertheid'ge nicht,
Denn nur was glänzt und täuscht gefällt!

Vertheid'ge die Philister nicht
Und die Langweiligkeit,
Vertheid'ge die Gelehrten nicht
In ihrer edlen Nüchternheit!

Vertheid'ge drum die Frauen nicht,
Ob es auch beßre gibt:
Die Beste ja verschmäht es nicht,
Zu fesseln den, den sie nicht liebt.

Vertheid'ge meine Freunde nicht
Und zähl' dich nicht dazu:
Denn jenen Freunden gleichst du nicht,
Nein, stark und gut und treu bist du.

Wandelnde Blumen in Berlin.

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbau'n,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Frau'n.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch' schöne Federhüte!
Welch' schöne Türkenshawls!
Welch' schöne Wangenblüthe!
Welch' schöner Schwanenhals!

Dresdener Poesie.

Zu Dresden, in der schönen Stadt der Elbe,
Wo's gibt Taback- und Stroh- und Versfabriken,
Erhebt sich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Ist nun mit Herr'n und Frau'n besetzt dasselbe,
So lesen vor, Glut-Muth-Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Nostitz — o Entzücken!
Ha! Herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andren Tage steht es in der Zeitung,
Hell's Hellheit schwademt, Kind's Kindheit ist kindisch,
Dazwischen kriecht das krit'sche Beiblatt hündisch.

Arnoldi sorgt für's Geld und die Verbreitung,
Zuletzt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung sei das Weltorakel.

Seine erste Rezension schrieb er kurz nach seinem Eintreffen in Berlin. Es war der „rheinisch-westfälische Musenalmanach", der im Verlage von Schulz und Wundermann in Hamm in einigen Jahrgängen erschien, den er besprach. Ein Exemplar des Jahrganges 1822 war ihm von der Verlagshandlung zugesandt worden. Dieser Almanach, ein ausschließliches Produkt der damaligen Dichterwelt Rheinland-Westfalens, wurde redigirt und herausgegeben von Friedrich Raßmann zu Münster, als Dichter, Literator, Antholog und Zeitschriftsteller geraume Zeit hindurch thätig, in dessen Dichterstillleben sich Schiller's Worte in seinem Gedichte: die Theilung der Erde:

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn,

in buchstäblichem Sinne verwirklichten. Denn er „lebte mit Zeus in seinem Himmel,“ d. h. er lebte der Poesie — in stetestem, härtestem Kampfe mit Sorgen, Mangel und Noth, seinen einzigen Feinden, darbend mit Weib und Kindern bis zu seinem letzten Stündlein, das am 9. April 1831 schlug, wo er 59 Jahr alt von hinnen schied.

Mit Raßmann stand Heine eine zeitlang in literarischem Briefwechsel, der indeß verloren gegangen ist. Nur einen einzigen Brief kann ich hier mittheilen, folgenden Inhalts:

„Einliegend erhalten Ew. Wohlgeb. einen kleinen Beitrag zum rheinisch-westfälischen Musenalmanach:

Aus den Paar Worten, die ich im Gesellschafter über den Almanach gesagt habe, ersehen Ew. Wohlgb., daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung desselben diesmal eine beträchtliche Einsendung machen, wenn nicht just alle meine vorzüglichsten Gedichte in einer geschlossenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Presse ist und im Verlag der Maurer'schen Buchhandlung unter dem Titel: „Gedichte von H. Heine“ nächsten Monat erscheinen wird.

Ja ich befürchtete, daß der Almanach wieder so spät erscheinen möchte, daher hielt ich es nicht für rathsam, etwas zu schicken, was in jener Sammlung enthalten ist.

Vor 4 Monaten schrieb mir mein Freund Rousseau, daß Ew. Wohlgb. für die Dichtergallerie biogr. Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich untersagte es ihm ernstlich, diese zu geben, aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erst durch Werke beweisen muß, daß es mir mit der Poesie gar besonders Ernst ist, und weil ich zweifle, ob Rousseau meine äußern Verhältnisse kennt! Ist daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, so bitte ich sie zu streichen; ist es indessen doch der Fall, so erbitte ich mir die Kopie davon. Späterhin schrieb mir Rousseau, daß mein Verbot zu spät kam.

Wenn Ew. Wohlgb. wünschen, etwas von meiner Persönlichkeit dem Namenverzeichnisse des Almanachs beizufügen, so bitte ich bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen.

„H. Heine, 24 (?) Jahr alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schul-

bildung, studirte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woselbst er jetzt lebt."

Ueber meine literar. Hervorbringungen ist schwerlich was zu sagen.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgb. und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgb.

Berlin, d. 20. Oktbr.
1825.

ganz ergebener
H. Heine,
Behrenstr. No. 71, 3. Etage.

Die Rezension des Musenalmanachs von Raßmann war kurz und unbedeutend. Einige Beurtheilungen andrer poetischen Produkte aus jener Zeit sind in Zeitschriften zerstreut. J. B. Rousseau veröffentlichte während derselben zwei Gedichtsammlungen unter den Titeln: „Gedichte" und „Poesieen für Liebe und Freundschaft", worüber sich Heine in einer weitläufigeren Rezension aussprach; sie möge seine damaligen ästhetischen Ansichten dokumentiren. Die Kritik ist vergessen, weil sie einem periodischen Zeitblatte anvertraut war; aber sie ist mehr als Ephemere, ein Zeugniß für

Heine und die Höhe seiner damaligen Kritik. Ziehen wir sie wieder aus der Vergessenheit hervor, wozu sie durch ihre Veröffentlichung in einem Journal von vornherein verdammt war. Er sagt über jene beiden Sammlungen:

„Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen, ist uns nicht bekannt; doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mislungen ist. Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüth? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt in's Menschengewühl und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die sich in's Unendliche ziehen, und verschwinden, und wieder auftauchen, und den Jüngling zu einer beständigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unsern eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben." Das ist

die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daß der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thätigkeiten und anderen Aeußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen und frei und schlicht,

oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv, ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüth abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantiker-Schule befolgt, und hat, statt nach der bekannten, falschen Idealität zu streben, die besondersten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: daß in jenen Besonderheiten sich wieder das allgemeine zeigt, und daß sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal dargibt, das Idealische selbst uns sichtbar entgegentritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maaß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammenzusetzen, daß sie sich

zu einem schönen, ächt-poetischen Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes ächte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rhein-Gegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volks-Karakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr ansprechendes und kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenschaft ebensogut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre

gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät, oder der Patriotismus, oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkel-Aesthetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Theil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maaß der Kraft desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Ton-Arten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrieben. Es kömmt darauf an, den Geist der Volkslied-Formen zu erfassen, und mit der Kenntniß desselben nach unserm Bedürfniß gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titular-Volkslieder jener Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tödtet, doch der Geist macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tempel der Liebe“ überschrieben, aus poetischen Apologieen befreundeter Geister besteht. Unter den Liebes-Sonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundschaft“ zeichnen wir aus die Sonette: an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. von Schlegel,

Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an J. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen, sich scheut, von diesem ehrenwerthen Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen; Babel liegt nicht an der Seine, das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft" zu wohnen, und es mag hie und da das versifizirte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verf. auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorbeerzweige geschmückt, daß Hr. Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu

bewerfen; wenn solches nicht geschieht, so ist es Jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.“ — —

Im Sommer des Jahres 1822 unternahm Heine eine Reise nach Polen; sie gab Veranlassung zu einem neuen Reisebilde aus Heine's Feder. Ich wußte weder von dieser Fahrt, noch von diesem literarischen Resultate derselben ein Wort, als ich unversehens ein kleines Paquetchen mit dem Postzeichen Berlin und der Adresse von Heine's Hand erhielt, worin ein Exemplar seiner polenschen Reiseerinnerungen lag. Er hatte in Berlin einen jungen Polen, Eugen von Breza, kennengelernt und ihn liebgewonnen. Das Gut seines Vaters war hinter Gnesen gelegen. Ihn besuchte er dort, beobachtete des Volkes und Landes Zustände mit vorurtheilsfreiem Blicke, hielt sich dann auch einige Zeit in der Provinzialhauptstadt Posen auf, und lieferte ein höchst anschauliches Bild, das der berliner Gesellschafter damals veröffentlichte, und dem Herausgeber seiner Gesammtwerke nicht entgehen möge.

In seinen Briefen aus Berlin charakterisirt er seinen

polnischen Freund, indem er über Unaufgelegtsein zum Korrespondiren klagt: „Ich bin heute (16. März 1822) sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar; der Mismuth hat der Fantasie den Hemmschuh angelegt, und sämmtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre ...... Meine Betrübniß wird durch eine weit vernünftigere Ursache bewirkt: mein köstlichster Freund, der Liebenswürdigste der Sterblichen, Eugen von Breza, ist vorgestern abgereist. Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten und in dessen edlen, süßen Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Liebe."

Bedeutsamer war eine andere Reise, welche er von Berlin aus im Jahre 1825 unternahm, nach Heiligenstadt, wo er am 28. Juni der evangelischen Kirche sich anschloß und mit den Vornamen: Christian Johann Heinrich in's Kirchenbuch eingetragen wurde. Taufzeuge war der Superintendent Dr. Bonitz aus Langensalza.

Von Heiligenstadt begab er sich nach Göttingen und erwarb sich dort in öffentlicher üblicher Promotion die juridische Doktorwürde unter dem derzeitigen Dekan der juridischen Fakultät Hugo am 20. Juli, der in seiner Rede zugleich des Promovirenden Verdienste als deutschen Dichters hervorhob.

Als juris utriusque Doctor rite promotus verließ er die Musenstadt Georgia Augusta und traf in seiner zweiten Vaterstadt Hamburg Ende des Julimonats ein als „Dr. Heine."

Hamburg.

1826—1831.

Lüneburg, Helgoland, Norderney, England, München,
Italien, Frankfurt, Berlin.

In Hamburg lebte Salomon Heine, sein Oheim, der ältere Bruder seines Vaters, ein Ehrenmann in vollstem Sinne und weitestem Umfange des Wortes, weit über Hamburg's Gebiet hinaus als Wohlthäter und Stifter mehrerer bedeutenden milden und gemeinnützigen Anstalten bekannt, der Armen Freund, Hort und Schutz, aber als Jude nicht einmal im Genusse der Bürgerrechte Hamburg's. Als Knabe von seinen dürftigen Eltern aus seiner Vaterstadt Hannover in die Welt geschickt, brachte er als Ausstattung und Mitgift etwas Münze und ein paar lederne Hosen nach Hamburg, und errang sich ohne Beihülfe irgend einer Art die Stellung, die er bis zu seinem Tode im Jahre 1845 sich zu erhalten wußte. Das schönste Monument, welches er sich selbst errichtete, ist sein Testament.*)

*) Dasselbe lautet: In aller Stille früh Morgens, ohne allen Pomp, zu beerdigen; dreimal 24 Stunden über der Erde stehen und 36 Stunden im Bette zu lassen.

Auf des Oheim's Kosten hatte der Neffe in Bonn, Göttingen und Berlin studirt, die Bedingung, unter

	Ct. Mk.
Die Männer (16), welche ihn waschen, reinigen und beerdigen, erhalten	1200
Die Boten und Bedienten	300
Acht Tage nach dem Begräbniß sollen vertheilt werden:	
An Hamburgs christliche Arme	3000
An Hamburgs israelitische Arme	3000
An Hamburgs israelitische (portugiesische) Arme	400
An Altonas christliche Arme	1500
An Altonas israelitische Arme	1500
An Altonas israelitische (portugiesische) Arme	300
An die Ottenser Armen	800
Den drei in Hamburg bestehenden Vorschußanstalten schenke ich, was sie schuldig sind, und außerdem legire ich denselben: an die erste	1000
an die zweite	2000
an die israelitische	3000
Dem Betty Heine Stift (israel. Krankenhaus), jedoch unter der Bedingung, daß, wenn mein Neffe, Dr. Heine, Hospitalarzt zu werden Neigung hat, demselben diese Stelle zu übertragen, wo nicht, so sollen nur 15000 Mk. an dasselbe fallen und von den übrigen 15000 Mk. soll die israelitische Armenschule 5000 und das allgemeine Krankenhaus die übrigen 10000 Mk. haben	30000
An das allgemeine Krankenhaus	10000
An die Taubstummenanstalt	3000

welcher jener ihn unterstützte, war, daß der Neffe die Rechtswissenschaft studire und promovire. Gewissenhaft

	Ct. Mk.
An die Blindenanstalt von 1830	3000
An die Wolf-Jülich'sche Blindenanstalt	5000
An die Warteschulen	4000
An das rauhe Haus	4000
An den weibl. Verein für Armen- u. Krankenpflege	3000
An den medizinischen Armenverein	2000
An das Freimaurer-Krankenhaus	3000
An den israelitischen Krankenverein	8000
An die israelitische Freischule	2000
An die christlichen Armenschulen	6000
An das israelitische Bekleidungsinstitut	2000
An das christliche Bekleidungsinstitut	2000
An die israelitische Mädchenschule	2000
An die christliche Mädchenschule	2000
An das christliche Waisenhaus	3000
An den Verein für nützliche Gewerbe unter den Israeliten	8000
An den Feuerungsverein	2000
An den Brod- und Suppenverein	3000
An den Frauenverein	2000
An den Verein für greise Männer und Weiber	3000
An den Krankenpflegeverein	3000
An den Mietheverein	4000
An den Wittwenverein	1500
An die Schillingssammlung für alte Jungfern	1500
An das vom Erblasser und Hrn. C. H. Donner erbaute Schulhaus in Ottensen	4000

war von ihm dieselbe erfüllt worden, und mit dem Doktordiplom in der Tasche trat er in des Oheims

	Ct. Mk.
An das altonaer Waisenhaus	2000
An den altonaer Frauenverein	1000
Für St. Nikolai Kirchenbau	4000
Für St. Petri Kirchenbau	4000
An den israelitischen Verein zur Erbauung einer neuen Synagoge, wenn solche in fünf Jahren fertig	5000
An die Synagoge in Altona	5000
An die Synagoge in Hannover	5000
An Heimann Aron Wwe.	Bko. Mk. 3000
An Notar Bresselau Wwe.	" 3000
An das Kontorpersonal insgesammt (10 Pers.) (für jedes Jahr 1000 Mk. Bko.)	" 111000
An die Kontorläufer zusammen	" 5000
Dem Gärtner in Ottensen zeitlebens freie Wohnung und jährliche Rente	500
Zweien Töchtern von ihm jede ein Legat von	500
Dessen Tochter Auguste	3000
An zwei Arbeitsleute, jeden eine jährl. Rente von	150
An einen andern Arbeiter eine jährl. Rente von	300
An den Oberkunstgärtner ein Legat von	1000
An dessen Gehülfen	200
An das Dienst- und Kammermädchen der Doktorin Halle jede eine jährl. Rente von	300
An den Kutscher	500
An den Unterkutscher	300
An den Reitknecht	3000

Haus, der nach des Vaters Tode dessen Stelle treu vertreten hatte. Die jetzige Anforderung desselben, daß sich der neue Doktor dem hamburger Advokatenstande widmen solle, fand indeß taube Ohren bei ihm, und jener nahm auch von seinem Verlangen Abstand, da er des Neffen Abneigung erkannte und zugleich den Ruf erfahren, den jener sich durch sein poetisches Talent erworben hatte. So konnte denn Heine, von seinem Oheim fernerhin großmüthig unterstützt, seiner Lieblingsneigung Folge geben. In Anerkennung des Dankes, den er ihm schuldete, schrieb er sein Leben, ein Denkmal dauernder als Erz, dessen Veröffentlichung durch den Druck — obwohl es bereits in den Händen des Verlegers Campe war — dennoch die Familie

	Ct. Mk.
An die weiblichen Dienstboten zusammen	3000
An die männlichen Dienstboten zusammen	4000
An die Haushälterin, so lange sie im Dienste bleibt,	
jährlich Bko. Mk.	200
und wenn sie denselben verläßt eine jährl. Rente von	800
Der Familie insgesammt Bko.	1,110,800
Außerdem den Kindern der drei verstorbenen Töchter	
des Erblassers Bko.	2,700,000

Universalerbe ist der einzig lebende Sohn, Carl Heine.

verhinderte und wirklich unterdrückte, weil sie an den geringen Ursprung ihres Ahnherrn nicht erinnert sein wollte! Deutschlands Literatur ward dadurch um eins ihrer schönsten Kleinode ärmer.

Hamburg, Deutschlands sehenswürdigste Stadt, die Metropole des Handels, hat statt Hochschule und wissenschaftliche Anstalten höherer Grade seine Bank, worin der alten Hansastadt Reichthum in den Millionen ruht, die den Handelsverkehr in Bewegung setzen, seine Börse und seine Börsenhalle, Gerhard's von Hoßtrupp Schöpfung, die Halle der Kaufmannswelt mit der großen Journal- und Zeitungslesehalle. Aber dennoch ist trotz ihrer kommerziellen Richtung die Stadt den Musen nicht abhold. Sein Johanneum hat Namen von festem Klang unter seinem lehrenden Personal aufzuweisen. Eine gute Bibliothek erfüllt vollständig die Zwecke, weshalb sie errichtet ward. Lessing schrieb hier seine Dramaturgie, die Bühne war von jener Zeit an blühend, Hamburgs Oper bereits im 17. Jahrhundert hervorragend, und zu der Zeit, wo Heine sich hier aufhielt, zählte das Stadttheater unter der tüchtigen Direktion Schmidt's unter seinen Mit-

gliedern Namen wie Lebrun, Lenz, Gloy, Jacobi, Cornet, E. Devrient, Jost, die Reinhold und die Unzer.

Hamburg war Jahre lang der Sammelplatz literarischer und künstlerischer Kapazitäten, wenn auch nur in zeitweiser Dauer. Zu Heine's Zeit versammelten sich — vorzugsweise in dem Hotel de Saxe und in den Pavillons an der Alster — Hamburgs ausgezeichnete Geister: Reinhold, der Dramaturg und Herausgeber der Hammonia, Gatte der gefeierten Bühnenkünstlerin Christina Reinhold; Kosmeli, aus Schlesien an die Elbe übergesiedelt; Zimmermann, der Verfasser der neuen dramaturgischen Blätter, die sich würdig dem unsterblichen Werke Lessing's anschlossen, beliebt und jüngere Talente um sich versammelnd; Heine's Lehrer, Ludwig, Redakteur der Blätter der Börsenhalle; Meyer, Schröder's Freund und Biograph, aus Bramstedt herüberkommend; Kruse, der Däne, der treffliche, nicht genug nach Verdienst gewürdigte Romandichter; A. Lewald; Töpfer, der beliebte Lustspielschreiber; von Maltitz, als Dichter der „Pfefferkörner", des „Pasquills", des „Hans Kohlhaas" bekannt, bilde-

ten die Elite der damaligen literarischen Tafelrunde Hamburgs.

Hier zu Hamburg im Verlage von Hoffmann und Campe erschien seine „Harzreise“, der „Reisebilder“ erster Theil 1826. „Selten hat ein Buch in Deutschland so laute und allseitige Theilnahme hervorgerufen als jene Harzreise; die Verschiedenheiten des Alters und Standes verschwanden vor diesem mächtigen Eindruck. Die vorwärtsstrebende Jugend begeisterte sich an den trunkenen Dithyramben, und die ergraute Diplomatie schlürfte mit geheimem Entzücken das süße Gift, dessen Verderblichkeit sie keinen Augenblick verkannte: Fürst Metternich und Gentz, sein Vertrauter, waren nicht weniger entzückt als der Demagog, der mit genauer Noth ihren Verfolgungen entging. Die Reisebilder waren das erste freie Aufathmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre. Zum erstenmal hörte man inmitten der Nachtunholde, mit denen die Leichenfantasie der Restaurationsdichter uns beschenkt, ein lautes, übermüthiges, aus der Seele kommendes Gelächter.“

Statt des Prologs zur Harzreise: Schwarze Röcke, seid'ne Strümpfe u. s. w. hatte Heine den nachfolgenden geschrieben, den er später verwarf; er lautete:

Was ich schaute, was ich hörte,
Was mir Geist und Herz entzückte,
Was mich ennuyirte, störte,
Was mich feindlich niederdrückte —

Ernstes Streben, tolles Treiben
Wie der Narren so der Weisen —
Alles will ich niederschreiben,
Wie ich es geschaut auf Reisen.

Ist nicht Reisen doppelt Leben?
Einmal lebt man's nur zu Hause.
Willst du rüstig fürder streben,
So verlasse deine Klause!

Auf dem großen Welttheater
Sind wir Affen, Marionetten,
Reiten Steckenpferde alle:
Suche Jeder sein's zu retten!

Mag der Nachbar spotten, sticheln
Ob der närr'schen Kavalkade,
Stichelt auf Herrn Vetter Micheln
Wacker wieder sonder Gnade.

Also nehmt auch diese Reise
Auf, wie ich sie hingeschrieben.
Jeder hat so seine Weise,
Die er üben muß und lieben.

Ein Liederzyklus: die Heimkehr benannt, von 88 Liedern, eröffnet das Buch. Den prosaischen Theil desselben bildet die Harzreise; sie ist Fragment und bestimmt, ein Torso zu bleiben. Sarkasmen, Witz, Laune und Satire geben dem Ganzen die originellste, frappanteste und schärffste Würze. Der Haß und Unmuth, den er gegen Göttingen hegte, sind auf der ganzen Reise durch den Harz seine treuen Begleiter, seine unzertrennlichen Gefährten; ihnen muß er als Reisegenossen Freiheit zugestehen, und deshalb brechen dieser Groll und Ingrimm unverholen und in lauten Ausbrüchen hervor. Aber nirgend geben sich nüchterne, pedantisch-trockene, gewöhnliche Alltagsausfälle kund; echte Satire, sinnige Laune und kerniger Witz, wie exzentrisch sie sich auch immerhin hie und da geberden, fesseln das Interesse des Lesers bis zu Ende. Er brach in diesem Genre eine neue Bahn, oder vielmehr er schuf dieses Genre, aber das große Heer der Nachtreter,

der zahlreiche Troß deutscher Reisepilgrimme sammt ihren touristischen Schilderungen ist nicht werth, ihm die Schuhriemen zu lösen.

Der zweite Theil der Reisebilder wurde 1827 ausgegeben; ihr Charakter beginnt hier bereits publizistisch zu werden; Heine wagt sich hier zuerst auf den Weg, den er späterhin vorzugsweise einschlug und nicht verlassen bis zu seinem wintermährlichen Deutschland. Dieser zweite Band beginnt mit der Schilderung: „die Nordsee." Es sind echt-poetische, bald humoristische, bald ernstgewichtige Ergießungen, durch den Anblick der Nordsee veranlaßt, welche der Dichter während seines Aufenthalts auf der Insel Norderney im Jahre 1826 oftmals erblickte. Höchst originelle Auffassung einzelner Momente und Erscheinungen, woran Heine's reiche Fantasie Ideen und Bilder, neu und überraschend zugleich, anknüpft, zeichnen diese Poesieen, welche antik-moderne Oden genannt werden können, auf das vortheilhafteste aus; die fast in allen vorherrschend durchgeführte Antithese zwischen der alten Mythologie und ihren Mythenbildern auf der einen Seite und auf der andern dem Leben, der Ansicht und Be-

trachtung unserer Zeit fördert die Originalität dieser poetisch-humoristischen Schöpfung noch mehr. Ebensowenig wie vor Heine die deutsche Literatur Traumbilder aufzuweisen hat, hat sie Produkte, welche diesen Nordseebildern gleichen, hervorgebracht.

An diese reiht sich der Nordsee dritte Abtheilung, gleichfalls auf dem Eiland Norderney geschrieben in Art und Weise der Harzreise, indeß ohne ausschließliche Beschränkung auf dieses Eiland, reich mit fernerliegenden Ideen und Betrachtungen durchwebt, die sich über Literatur und Kunst, Zeitgeschichte und Zeitgegenstände, wie Reflexionen über ältere Geschichte u. s. w. verhalten. Eine Mittheilung unter dem Titel: Ideen, mit der zweiten Bezeichnung: das Buch le Grand, setzt, wenngleich durchaus in anderer Einkleidung, die vorhergehende Mittheilung fort und enthält vor allem Jugenderinnerungen aus dem Leben des Dichters, aus denen — wie bereits bemerkt — falsche Patrioten den abgöttischen Bonapartismus Heine's haben deduziren wollen. Auf ihrer beschränkten Stufe waren sie indeß unvermögend, jene tiefen Eindrücke, welche aus den großen welthistorischen Tagen und ihren Erscheinungen,

die der Dichter als Knabe miterlebte, ihm in Herz und Sinn und Gemüth zurückgeblieben, zu würdigen, daher dieser gehaltlose Vorwurf. Sie enthalten einen wahren Schatz gediegener Lebensweisheit und neuer treffender Ideen und Ansichten, denen man, wenn sie auch meist zu enthusiastisch gehalten sind, dennoch zustimmenden Beifall nicht versagen kann. Die früher bereits besprochenen Briefe aus Berlin machen den Schluß des zweiten Bandes. Leider hat Heine selbe unbegreiflicher Weise in der dritten Auflage dieses Theils der Reisebilder ausgemerzt, was sehr zu bedauern. Ich führe über sie die Worte eines kompetenten Richters, Gutzkow's, an. Er sagt:

„Die Diktion Heine's darin ist der Kulminationspunkt der modernen Schreibart; sie hat alle Vorzüge und Fehler derselben. Ihr größter Fehler ist wohl einer, für den sie selbst nicht kann, nämlich der, daß sie sich nachahmen läßt. Diese seine musivische Komposition, diese drei-, viermal überbrüstete Einkleidung lächelnder Gedanken, diese sogar im Erhabenen noch immer beobachtende Beobachtung ihrer selbst könnte Methode werden, da sie ordentlich ihre Regeln hat.

Alles heinesirt, alles mischt den Scherz in den Ernst, setzt die konkreten Bilder für abstrakte Begriffe, gibt den Theil für das Ganze, und hat für das Erhabene eine eigenthümliche Verbindung der Sätze, die in einem gewissen Fortspinnen der Perioden durch träumerisch-gedankenlose Verbindungspartikel besteht. Jeder, der heute schön schreiben will, muß einen Theil von Heine borgen; doch gibt es mancherlei Erlösung von den Extremen dieser Diktion."

Im Jahre 1830 erschien der dritte Theil der Reisebilder, welchem im daraufkommenden Jahre als vierter Theil die Nachträge zu den Reisebildern folgten. Im ersten muß Italien den Stoff hergeben, den Punkt bieten, von dem er gleichsam als Zentrum alle Radien seiner Geistesthätigkeit ausströmen läßt in den divergirendsten Gestalten, bis zu der — Keule, womit er Platen's moralische Existenz vernichtet, als furchtbare Rache wegen der Heine von jenem in seinem romantischen Oedipus zugefügten, gehaltlosen Unbilden. Zu seiner Rache, wie zu diesen Unbilden sucht man vergeblich in der ganzen deutschen Literatur nach einem Pendant. Die Reisebilder-Nach-

träge bringen in der einen Hälfte die Bilder aus Italien zum Schluß und füllen die andere Hälfte mit den vortrefflichen „Englischen Fragmenten“, welche — früher als Beiträge in den politischen Annalen abgedruckt — der Verfasser hier zusammengestellt hat. Sie sind alle gesammt rein publizistischen Inhalts, die er dem deutschen Vaterlande und Volke darbringt als sein „Kunz von der Rosen, als der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil ist in guten Tagen, der aber in des Volkes Kerker dringt zur Zeit der Noth, sein starkes Zepter und seine schöne Krone unter dem Mantel, daß es frei als sein eigner Kaiser herrsche.“

„Kahldorf über den Adel“, in Briefen an den Grafen Moltke, war Heine's nächste Schrift 1831, vielfach angefeindet, aber mit Kraft, Wahrheit und Nachdruck die Rechte der übrigen Stände vertheidigend, als Gegenschrift einer Schrift des dänischen Kammerherrn „über den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande,“ worin „der hochadelige Kämpe auf seinem Turnierroß sitzt und keck die mittelalterliche Zote behauptet, daß durch adelige Zeugung ein besseres Blut entstehe, als durch gemeine bürgerliche, worin er die

Geburtsprivilegien vertheidigt, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschafts- und Waffenämtern, wofür man den Adeligen dafür belohnen solle, daß er sich die große Mühe gegeben habe, geboren zu werden." Dagegen erhebt sich Heine, der die Autorschaft zwar ablehnt und nur als Herausgeber auftritt, weil er „nimmermehr mit solcher Mäßigung die Prätensionen von Erblingen habe diskutiren können." Stück um Stück schlägt er jene aberwitzigen Behauptungen und „noblen" Ansichten zu Boden, und die Wahlstatt wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadliger Insolenz.

Heine lebte in Hamburg ohne öffentliche Anerkennung, seine Werke wurden verschlungen, aber um den Dichter selbst kümmerte man sich nicht; um desto ungezwungener konnte er leben — schreibt A. Lewald. Seine Mutter lebte dort in Zurückgezogenheit von der Welt, innig verehrt von ihrem Sohne. Sein Vater starb daselbst, als der Sohn in Italien reiste; schnell kehrte er, alles im Stiche lassend, zurück. Sein Vater war ein unglücklicher Mann, dem es sein ganzes Leben hindurch nicht recht glücken wollte; er starb jung, im

Wahnsinn. Seine einzige Tochter, unseres Heine Schwester, eine feine hübsche Frau, mit blonden Locken und blauen Augen, einer Engländerin ähnlicher als einer Deutschen, liebte Heine sehr.

Er hatte wenigen Umgang; nächst den Seinigen verkehrte er mit A. Lewald am meisten, so lange sich derselbe in Hamburg aufhielt. Nachmittags sah man ihn zuweilen in einem Zirkel, der sich bei dem Schauspieler Forst zu versammeln pflegte und aus den heterogensten Elementen bestand. Einige Mitglieder des Stadttheaters, Cornet, Jost, Emil Devrient, einige junge Advokaten und Mediziner, der Lustspieldichter Töpfer und Lewald gehörten diesem Kreise an.

Während seines Aufenthalts zu Hamburg nach seiner Rückkehr von Helgoland schrieb er den letzten Theil des dritten Bandes seiner Reisebilder, nämlich die wahrhaft künstliche, aber auch wahrhaft gräßliche Diatribe gegen den Grafen Platen. Als Intermezzo fiel dazwischen die Abfassung der Antwort Kahldorf's an den Grafen Moltke über den Adel, auf den Wunsch des Verlegers seiner Schriften, Buchhändlers Julius Campe in Hamburg, und beschloß dann seine

literarische Thätigkeit in Hamburg mit theilweisem Niederschreiben und Zusammentragen der „Nachträge zu den Reisebildern." Sie erschienen, wie alles, was er schrieb, im Verlage von Julius Campe in Hamburg, mit dem er täglich verkehrte; dort sah man ihn Vormittags im Buchladen, besonders wenn Bücherballen von Leipzig eintrafen, deren Novitäten er dann durchstöberte.

Er liebte Campe sehr. So lange er so bleibt — pflegte er zu sagen — bleibe ich bei ihm. Sie glauben indeß nicht — fügte er lachend hinzu — wie sehr er sich verändert hat. Ehe er nach Italien reiste, war er ein vortrefflicher Mensch.

Campe war daran gewöhnt, über sich scherzen zu lassen, und nahm es Heine vollends nicht übel.

Der Börne kostet ihm zuviel — sagte dieser — und will noch immer nicht recht ziehn.

Aber Börne wird ziehn, wenn Sie längst vergessen sein werden — gab Campe zurück.

Das ist ein Unglück für ihn und für Sie — erwiederte Heine — daß so lange darauf gewartet werden muß.

Den Sommer über wohnte er in dem stillen Dörfchen Wandsbeck, lebte dort seinen Studien und kam selten zur Stadt. Von hier aus datirt besitze ich noch einen Brief Heine's — leider in fetzenhaften Fragmenten — worin er sarkastisch sich ergötzt über den „Stuttgarter Bullenbeißer" (Wolfg. Menzel), der nach einer Rezension in seinem Literaturblatt unter meinen damals erschienenen Erzählungen „mörderliche, fleischermäßige Gemälde" herausgewittert habe, die „nur für englische Doggen, nicht für Menschen geschrieben seien", während die, von Menzel „altersgrau und grünmoosbewachsen" getaufte Literaturzeitung von Jena ihnen „ein recht großes Publikum wünschte." — Also sich diametral einander gegenüberstehend, trieb man damals „kritische Studien" in der deutschen Journalistik; ob's heutzutage besser geworden in der periodischen Presse?

Eine Fahrt nach Norderney in's Seebad fällt in dieses Jahr; die Reisebilder schildern sie. Eine Reise nach England folgte. Sein Oheim, der für die Anerkennung, die sein Neffe bereits in der literarischen Welt schon damals genoß, nicht gleichgültig war, hatte ihm

— den er noch immer wie früher den „dummen Jungen“ nannte — für die Widmung eines Theils seiner Reisebilder ein Geschenk, bestehend in einer Banknote von 100 Pfund Sterling, gemacht, zur Ausrüstung zu einer Reise jenseits des Kanals.

Während seiner Anwesenheit in London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus augenblicklicher Geldverlegenheit, weil es vernommen, Heine beabsichtige die Herausgabe einer Schrift über das Haus Rothschild. Als Heine erfuhr, daß jenes Bankierhaus zu den entschiedensten Gegnern Rothschild's gehöre und sehr wünsche, daß die ihm erwiesene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluß sein möchte, übermachte er demselben sogleich die vorgeschossene starke Summe, obgleich ihm dieses zu jener Zeit bedeutende Opfer kostete, um seine vollkommenste Unabhängigkeit sich zu bewahren und das Londoner Bankierhaus nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte. Ob Heine wirklich die Absicht gehabt, wie A. Lewald erzählt, eine Schrift über Rothschild zu veröffentlichen, ist mir nicht bekannt geworden.

Im Jahre 1827 begab er sich von Hamburg über

Frankfurt am Main, wo er Börne, der sich dort aufhielt, besuchte, nach München, auf Veranlassung des Buchhändlers von Cotta, der ihn berufen hätte, um mit Dr. Lindner die „politischen Annalen“ zu redigiren, und auch einigen anderen projektirten literarischen Instituten seine Thätigkeit zu widmen. Es galt — sagt Heine selbst — damals für die liberale Presse jene Organe zu schaffen, die späterhin so heilsamen Einfluß üben könnten; es galt, die Zukunft zu säen, eine Aussaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, so daß der arme Säemann schon gleich nur Aerger und Schmähung einerntete.

Männiglich bekannt — schrieb Heine — sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane, aristokratische Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte, und Börne warnte ihn, sich zu hüten, mit den Pfaffen in München zu kollidiren. Er nahm an der Redaktion eines Jahrganges Theil: jedes Heft enthielt ein bis zwei Mittheilungen aus Heine's Feder, besonders England betreffend, Schilderungen und Bilder aus der Zeit seiner Anwesenheit in London; auch seine Charakteristik Napoleon's oder

richtiger — seine Kritik des Lebens Napoleon's von Walter Scott — erschien darin. Alle diese Beiträge zu den „allgemeinen politischen Annalen" stellte er im vierten Theile der „Reisebilder" später zusammen. Ein Artikel in jenem Journal war der Literaturgeschichte Wolfgang Menzel's gewidmet. Auch das „Morgenblatt" und „Inland", beide periodische Unternehmungen des Cotta'schen Verlags, enthielten in jener Zeit Beiträge von ihm. Unter ihnen verdient die Kritik des Trauerspiels Struensee von M. Beer besonderer Erwähnung.

Das Jahr darauf sah ihn Italien. Seine Aufzeichnungen darüber erschienen zuerst im Morgenblatt und wurden darauf den Reisebildern einverleibt. Von dort nach Hamburg zurückgekehrt, verweilte er auch hier nicht lange; er wechselte mit Lüneburg, wo er in regem Verkehre mit Dr. Christiani lebte.

Im Jahre 1829 finden wir ihn wieder in Berlin, seine früheren Kreise und Bezüge in treuer Anhänglichkeit auf's neue aufsuchend. Besonders näherte er sich Rahel, der von ihm in einer Reihe von Sonetten poetisch Gefeierten, wiederum wie früher. Ein Brief

an Varnhagen vom 13. März 1829 aus ihrer Feder erzählt von ihrem Verkehre mit ihm. Sie schreibt:

„Von Heine wollte ich dir eben schreiben. Das Resumé, was ich heraus habe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltsleer und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug. — — Wir sprachen alle viel. Die Rede kam auf die egyptischen Bildwerke; ich nahm ihre steifen Haltungen in Schutz und erwies, die Natur im Vaguen und alles, was sie versucht und zu thun gezwungen ist, aus lauter nur für sie geltenden Gründen nachahmen zu wollen, sei durchaus falsch und daher unthuulich; in eine menschliche Schranke müssen Künste sich engen; in einen solchen, für den höchsten gehaltenen Menschenzustand, in Beschränkung, in Grenze ihre Einwilligung geben, das allein sei ihre Freiheit; und so seien der Egypter Stellungen eine Art Bild ihres geselligen Daseins; nicht arbeitend, nicht strebend, nicht recht bewegt. Der Gegensatz davon sei der wiener Walzer, der oft so unsinnig angebracht schiene, nach jedem ernsten Kampf oft, mir aber stets

ernsten Eindruck mache und gefalle — ohne daß ich lange den Grund deutlich gewußt — sowie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geschehen sei: gewalzt! Was will der Mensch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigsein! — Heine schlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen; er brach wider Willen aus.

Tollheit! schrie er, toll, ganz toll, o wie toll! Tollheit! nein, das ist rasend: solcher Unsinn ward noch nicht gesagt!

Und so blieb er lachend. Sowie er wieder zu sich war, war er reinster lichter Neid. Ich sagte ihm auch: Den Unsinn möchten Sie gemacht haben! — Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom Walzer, mußte ich ihm erklären: er frug ganz ernsthaft, und fand es dann sehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich sah ich ihn nie. Das wollte ich dir erzählen. Um 9 Uhr ging Heine." —

Sein Zerwürfniß mit dem Grafen August von Platen fällt in diese Zeit, hervorgerufen durch dessen Ausfälle gegen Heine in seinem Lustspiel: „der romantische Oedipus" (1829). Heine war gegen öffentliche

tadelnde Aussprüche über seine Schriften nicht gerade sehr empfindlich; aber eine Erinnerung daran, daß er jüdischer Herkunft sei, empörte ihn und versetzte ihn in fieberhafteste Glut: er, der sonst sanft und still, ward heftig, tobte und vergaß solche Unbilden sobald nicht. Auf's äußerste entrüstete ihn daher, daß Platen ihn in seinem Oedip den „getauften Juden" vorwarf, und so wandelte er in seinem Grimme racheschnaubend und auf Rache sinnend einher. Das war der mir bekannte Grund jener wahrhaft scheußlichen Prangerstellung Platen's im dritten Theil seiner Reisebilder, woran die Art und Weise Bewunderung erheischt, wie und wodurch er solch ein Produkt zu Stande brachte, das in vieler Hinsicht, sowohl rücksichtlich seiner Komposition wie seiner Tendenz, ohne gleichen ist: keine Literatur irgend eines Landes hat nur entfernt ähnliches aufzuweisen. Die Korrespondenz, welche er mit Immermann, dem Hauptsubjekt des Platen'schen Lustspieles und seiner Invektiven, über dieses Erzeugniß des „Zeus im Silbenfalle" führte, wird die Wahrheit meiner Angabe bestätigen; die Veröffentlichung der Briefe Heine's und Immermann's steht bekanntlich bevor. Sie wird

auch jetzt schon durch eine Mittheilung im Feuilleton der ostdeutschen Post bestätigt, in welchem der ungarische Schriftsteller und Uebersetzer Kertbeny manche schlagende Bemerkungen Heine's anführt. So erzählt Kertbeny, daß er Heine fragte: „Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter? Und wissen Sie, daß der Mann an Ihrem Hohn gestorben?“ — „Ei freilich,“ meinte Heine, „halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinne bestand, in einem mathematischen Sinne für Musik.“—„Weshalb thaten Sie ihm denn aber so mit vollem Bewußtsein Unrecht?“ — „Ja, sehen Sie,“ erwiederte Heine, und er lächelte faunisch, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen mußte; das fühlte ich voraus; und besonders all die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo

den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in München mit einem Lorbeerkranze spazieren, das hab' ich selbst gesehen. Auch — und hier stockte Heine etwas — war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne; er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn denn einen .... und endlich erstach er sich wie ein Skorpion."

Platen's erstes Lustspiel dieses „aristofanischen" Genre's, „die verhängnißvolle Gabel" richtete ihre Spitzen und Zinken gegen Müllner, Grillparzer, Houwald und die sogenannten Schicksalstragödien, die sie auf die Bretter der Bühne brachten; sie ging einzig und allein aus Platen's Antipathie wider die tragische Schicksalsidee Müllner's und seiner Nachahmer hervor. Die Veranlassung zu dem „romantischen Oedip" war indeß eine ganz andere — nur individueller Groll, persönliche Rache, daraus erwachsen, daß Immermann

den gräflichen Poeten in einigen Xenien gerade nicht höflich rücksichtlich seiner poetischen Leistungen bewillkommnete, und Heine selbe im zweiten Theile der Reisebilder veröffentlichte. Das sollten beide büßen: und so schrieb Platen seinen Oedip, worin er den „Romantiker Nimmermann," das Publikum als Reisenden, den Verstand (exilirt) und den Chor aus Haidschnucken (Schaafen) auf der Lüneburger Haide bestehend, aufführt, wo „Tag und Nacht, romantische Blasbälge tretend, der berühmte Versschmied wohnt, Besitzer einer Schäferei und nebenbei Scharfrichterei treibt," denn sein Trauerspiel Cardenio ist „die größte, mehr als ekelhafte Metzelei, die je der fette Frosch Bombast in dunstigem Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichte." Die Szene zeigt uns den Nimmermann hinter einer spanischen Wand, wo er „ein Trauerspiel überlegt" und ein „Privatgeschäft abthut," indem er „Sophokles Oedip gelesen, der sogleich wieder als Purganz von ihm geht." Die Heine berührende Stelle waren die Immermann in den Mund gelegten Worte:

„Dort*) erklärt' ich auch,
Weshalb der getaufte Heine, mein Mitstrebender,
Kein Byron blos mir, aber ein Petrarca scheint.
Ihn nennen dürfen hätt' ich auch den Pindarus
Vom kleinen Namen Benjamin; er nannte mich
Des jetz'gen Zeitabschnittes ersten Tragiker

und später nennt er Heine „den herrlichen Petrark des Laubhüttenfestes" und weil er sich „der ersten Dichter einen" in einem „Liedlein" selbst genannt, spricht er von „Synagogenstolz" und nennt ihn den „Busenfreund" Immermann's, „des sterblichen Geschlechts der Menschen Allerunverschämtesten."

Das war mehr als Heine zu ertragen vermochte: er schwur Rache und Verfolgung seinem Feinde. Immermann's Angriffe wider Platen in seiner Broschüre: „Der im Irrgarten der Metrik taumelnde Kavalier" waren schwach, desto stärker Heine's Keulenschläge; sie mordeten ihn moralisch. —

Im Juli und August des Jahres 1830 badete Heine in Helgoland; er war selig im Gefühle, nicht auf dem

*) Im „Hegel'schen Wochenblatt," d. h. in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, worin Immermann Heine's Tragödien rezensirt hatte.

Boden des deutschen Festlandes zu stehen; seine Stellung im Vaterlande wurde ihm tagtäglich unangenehmer, schwieriger.

„Ich selber bin des Guerillakrieges müde — schrieb er mir unterm 6. Juli von Helgoland — und verlange nach Ruhe. Es ist wahrlich seltsam, daß gerade ich aus meinem beschaulichen Leben herausgestört ward, um meine armen deutschen Landsleute gleichfalls herauszustören aus ihrer Behaglichkeit und in die Bewegung hineinzutreiben und mich mit Polizei und Zensur herumzuhetzen. Was mußte ich auch Reisebilder schreiben, politische Annalen redigiren, mich mit der Zeit und ihren Interessen abplagen, den armen deutschen Michel aus seinem tausendjährigen Dachsschlaf aufrütteln? Was half's mir? Er schlug die Augen auf, um sie gleich darauf wieder zu schließen; er gähnte, um sofort wieder nur noch stärker zu schnarchen; er reckte seine steifen ungelenken Gliedmaaßen, um gleich darauf wieder im alten Bette seiner Gewohnheiten gleich einer Leiche leblos zu liegen. Ich muß Ruhe haben; aber wo finde ich einen Ruheplatz? Vielleicht wäre am Ende der der beste, worauf die „stillen Leute“ ruhen,

und wo es Betten gibt, die man „kühl“, „kalt“, „still“ und „düster“ nennt. Doch nein — für diese Lagerpfühle bin ich noch zu warm, zu voll Leben. In Deutschland kann ich nicht länger bleiben; ich habe die Wahl zwischen Frankreich, England, Italien und Nordamerika, wenn mich nicht am Ende der Sultan, der sicher meinen „Almansor“ gelesen hat, und mehr für ihn schwärmt als für seine Fatimen im Harem, noch zu sich einladet und mich zu seinem Hofleibarzt ernennt, da er weiß, daß ich in Bonn und Göttingen studirte, und man in Deutschland den Katzenjammer am besten kennt, weil er am häufigsten hier vorkommt und am gründlichsten und schmackhaftesten mit Häringsalat zu heilen weiß. — Doch — im Ernst. Gib mir Rath, wohin ich gehen soll? Uebereile dich nicht und schreibe mir offen deine Ansicht; ich bleibe wenigstens noch vier Wochen unter dem Schutz und Schirm des komfortablen, brittischen Gouverneurs des einsamen Eilandsfelsens.“ Also wankte er in seinen Vorsätzen und wußte nicht, wohin.

Während Heine auf Helgoland badete, war ein gewaltiges Ereigniß — von vielen längst erwartet, von

manchen nicht einmal geahnt und für unmöglich gehalten — auf dem europäischen Kontinente eingetreten: die Julirevolution hatte in drei Tagen das Geschlecht der Bourbonen vom Throne Frankreichs gestürzt, und setzte Deutschland gleichsam nachhallend in Bewegung. Kaum hatte der Kanonendonner in Paris geschwiegen, die Barrikaden waren weggeräumt aus den Straßen, die neue dreifarbige Fahne flatterte auf dem alten Thurme der Kathedrale Notre Dame und die Pflastersteine flogen nicht mehr, da begann hie und da auch in Deutschland unvorbereitet ein ähnliches Kugel- und Straßenpflastersteinspiel en miniature. Das ruhige deutsche Hausherz gerieth aus seinem gewohnten Schlage in schnellere Bewegung, und als der Geschützdonner von der Seine sich in den Flintenschüssen Brüssels erneute, holte man in Deutschland die rostigen Feuergewehre aus den Plunderkammern, Pistolen und Waidmesser von den Wänden, und putzte sie und trällerte die Marseillaise. In den Miniaturfürstenländchen Reuß-Schleiz-Lobenstein u. s. w. reizten die Wildgehege des Landesvaters zu einem „Sturm im Wasserglase“; in Mecklenburg-Schwerin wagte Johannes

Hagel — gemeinhin Janhagel — im begeisterten Freiheitsgefühle einen herzhaften Angriff auf einen Münzschatz von 160,000 blanken Thalern; in Sachsen protestirte man wider alte Satzungen und neuen Brückenzoll, und in Hamburg machte sich der Steuerjammer gewaltsam Luft und der Pöbel ließ sein Hepp, hepp! erschallen. Man begann schon Steine gegen des alten Salomon Heine stattliches Haus am Jungfernstieg zu erheben; aber alsobald brachten ihm Tausende ein Hurrah und riefen zur Ordnung: und keine Fensterscheibe ward verletzt. Dagegen flüchtete Karl von Braunschweig aus seinem brennenden Schlosse und segelte nach John Bull hinüber. Später ward das „Hambacher Fest“ begangen, wo Börne sprach. Heine nahm an allen Vorgängen keinen Antheil. Die Haufen verliefen sich: die deutsche Eintagsfliege der Bewegung hatte ihren kurzen Lebensathem ausgehaucht, und die frankfurter Bundestagsbeschlüsse waren das Schlußbild des deutschen Revolutionspanorama's.

Von Helgoland war er wieder nach Hamburg zurückgekehrt. Ihn drängte es nach Berlin, nach Rahel, um sie wiederzusehen, zum letztenmale vor seiner Auswan-

derung aus dem Vaterlande; denn immer mehr befreundete er sich mit dem Gedanken, daß seines Bleibens in Deutschland nicht länger sein könne, und stets mehr befestigte sich sein Vorhaben, nach Paris zu übersiedeln. Rahel's und Heine's Verhältniß zu einander war ein inniges; auch ihrem Bruder Robert stand er nahe. Sie selbst spricht sich darüber offen in einem Briefe vom 9. Oktbr. 1830 an Gentz aus:

„Heine wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt wie so viele, und immer zu viele. Da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft und er mich, wo ihn andere nicht vernahmen. Das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn wie alle gern und ließ ihm nichts durch, sah ich's vor dem Druck; doch das geschah kaum, und ich tadelte dann scharf. Mit einem Male bekam ich sein fertiges eingebundenes Buch*) von Hamburg, wo er war, die Zueignung an mich darin. Der Schlag war geschehen, und nur darin konnte ich mich fassen, daß ich schon damals wußte, daß alles Geistige vergeht, und sogar bald

*) Die Harzreise, ihr gewidmet.

von Neuem der Art verschlungen wird, ja das meiste fast unbeachtet bleibt. Thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat nichts als ihm schreiben: nun sähe ich es völlig ein, weshalb man bei Fürstinnen erst die Erlaubniß erbitte, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen u. s. w. Wir blieben uns aber hold nach wie vor."

Als er von Rahel Abschied genommen, kehrte er nach Hamburg zurück, woselbst er jedesmal wie nach einem Asyle seine Zuflucht nahm; denn dort lebte seine Mutter, an der er mit wahrer Kindesliebe hing, seine nicht minder geliebte Schwester, dort verehelicht, und sein Oheim und Wohlthäter Salomon Heine und die Seinigen. Nach diesem Familienkreise sehnte er sich stets zurück nach seinen näheren Reisen und ferneren Fahrten, nach seinem Aufenthalte in München, in Italien und England, auf Helgoland und in Norderney, in Berlin und Frankfurt. Das waren lauter Episoden in seinem hamburger Leben vom Jahre 1826 bis zu 1831.

Paris.

1831 — 1856.

Achen, Köln, Münster, Hamburg, Baréges,
Cauterets, Hautes Pyrenées.

Paris.

1831 — 1856.

Achen, Köln, Münster, Hamburg, Baréges,
Cauterets, Hautes Pyrenées.

Mit diesem Abschnitte der Denkwürdigkeiten aus Heine's Leben, meinen Erinnerungen und Erlebnissen daran und daraus, beginnt — nach seinen Lebensjahren gerechnet — sein Mannesalter; er hatte das vierunddreißigste Lebensjahr zurückgelegt und stand somit an der Scheide der Tage, wo im Leben von Männern, die in irgend einer Weise sich ausgezeichnet und Einfluß geübt haben, die Lehrjahre zu Ende gehen und die Meisterjahre beginnen. Aber große Geister reifen nicht mit der Zeit, gleich der Traube an der Rebe; sie sind gereift von Beginn an, und was sie produziren, sind reife Früchte von vornherein. Es bedarf auf poetischem Gebiete nur der Erinnerung an die Heroen unserer deutschen Literatur, und ihnen in dieser Beziehung durchaus ebenbürtig steht Heine da; vielleicht nimmt er gar die erste Stelle in erster Reihe an; denn niemanden hat weniger gezeitigt die Zeit als ihn: das

erste Lied, das er gesungen, bekundet den Meister im Gesange; sein erstes Werk in prosaischer Form, die Harzreise, tritt in gleich gerundeter, vollkommener Gestalt auf wie die letzte Zeile aus seiner Feder. Keinen Schritt, nicht einen Zoll breit, ist er fortgeschritten in Vollendung dessen, was er geschaffen: der Genius leuchtet von seinem Erwachen an in gleich glänzendem Lichte; die „Zeit hat keinen Theil" an ihm; er steht gleichsam über ihr, außer und über dem Gesetze des Endlichen zugleich. Gleich Minerva aus Jupiter's Haupte tritt er gewaffnet hervor. Seine Jugend lieferte Meisterwerke, das Mannesalter blieb nicht hinter ihnen zurück. Das ist ein untrüglicher Maaßstab, der sich von selbst an seine Geisteswerke legt. Und wo der Name eines deutschen Dichters genannt wird, „da wird auch der Meine genannt." Das sang er im Jahre 1818, einundzwanzigjährig; in Vorahnung seiner geistigen Kraft, seiner reichen Fantasie, seines übermächtigen Geistes.

Die klügelnde Welt, die „das Strahlende zu schwärzen, das Hohe in den Staub zu ziehen" strebt, hat viel zu meistern gefunden; sie hat mit ihrer sogenannten

kritischen Feile viel am Rufe seines Musenrosses herumzuarbeiten versucht; — aber, unbekümmert um solche Hufschmiede, durchflog sein Pegasus die Bahn empor zu Zeus; denn er gehörte zur auserwählten Zahl derjenigen, zu denen er bei der Theilung der Erde sprach:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen sein! — —

Im Frühjahre 1831 beschloß er endlich, von Hamburg nach Paris zu gehen und den deutschen Boden zu verlassen; die Abreise ward auf den ersten Mai festgesetzt; und Heine reiste ab. Er nahm seinen Weg über Frankfurt am Main, woselbst er von der zuvorkommenden Höflichkeit, die man ihm angedeihen ließ, überrascht war; man erzeigte ihm alle möglichen Auszeichnungen — berichtet A. Lewald, der ihm bald darauf nach Paris folgte. Heideloff und Campe — erzählt er — die ich in Paris sogleich aufsuchte, wußten mir Heine's Wohnung nicht anzugeben; er pflegte aber Abends in ihren Laden zu kommen. Dort traf er ihn auch. Es fing ihm nachgerade an, in Paris zu gefallen; er hatte bereits einige Bekanntschaften gemacht, die ihn interessirten. Ein junger Mann von bedeutendem

Talente hatte begonnen, unter seinen Augen die Reisebilder zu übersetzen. Heine freute sich darauf, den Franzosen alsobald bekannt zu werden. Leider war aber der Uebersetzer zugleich Nachtwandler, stieg einige Wochen später auf's Dach und stürzte sich zu Tode, ehe er seine Aufgabe beendigt hatte. „Ich habe viel Unglück" — sagte Heine.

In Rothschild's Zirkeln hatte er Gelegenheit, sich den ausgezeichnetsten Männern des Tages zu nähern; auch die Soiréen bei Lafayette pflegte er zu besuchen. Die S. Simonisten bemühten sich, ihn für ihr Interesse zu gewinnen; er nahm Theil an ihren Zusammenkünften, die sie in der Rue Faitbout gaben. Olinde Rodrigues und den Père Enfantin, die er persönlich kannte, schätzte er sehr, ohne sich jedoch ihren Wünschen hinzugeben. Er hielt sich wie in Deutschland so auch in Frankreich fern von allen Cliquen, und ging ruhig seines Weges, ohne sich irren zu lassen. Balzac, Dumas, Scribe, A. Scheffer, V. Hugo, G. Sand, D. Gay, Th. Gauthier, Lamartine, L. Blanc und anderen literarischen Notabilitäten Frankreichs stand er mehr oder minder nahe. Sein eiserner Fleiß wich trotz aller

Zerstreuungen, welche die Weltstadt bot, und die in Folge seines Rufes noch mehr von allen Seiten auf ihn eindrangen, nicht einen Augenblick von ihm. Zwar wies er das Dolce far niente des Dichters nicht ganz von sich, und seine Musenstunden wechselten mit Mußestunden ab. Zudem war, um also zu schaffen und zu wirken, wie Wille und Absicht bei ihm waren, ihm auch Zeit zur Beobachtung und Selbstanschauung nöthig, gleich dem Maler, dessen Aufgabe es ist, sprechend ähnliche Bildnisse zu liefern. Wollte er doch ein solches Bild liefern, und dazu waren ihm, nachdem er selbst Augenschein genommen, Muße und — Ruhe nothwendig.

In Paris nahm er daher überall seine Wohnungen in den entlegensten einsamsten Straßen, und wählte wieder einen stillen Hof, oft den zweiten oder dritten, wohinaus die Fenster seiner Arbeitskammer blickten, weit entfernt vom Gewirre und Geräusche des Tages und dem Getriebe der lauten Welt der Hauptstadt. So wohnte er eine Zeitlang in der Rue de l'Echiquier im zweiten Hofe eines geräumigen Hotels, abgeschieden, todtenstill, aber komfortable. Und hier war es, wo er

seine „Französischen Zustände" für die allgemeine augsburger Zeitung in fast täglichen Korrespondenzartikeln schrieb, die er später sammelte und als Buch herausgab. Von Cotta bezog er für diese Mitarbeiterschaft ein festes Jahreshonorar von 3000 Francs. Seine Korrespondenzartikel in jener Zeitung trugen das Zeichen eines rheinischen Wirthshausschildes an der Stirn, zwei aufeinanderliegende Dreiecke.

Später vertauschte er diese Wohnung mit einer gleich einsam gelegenen auf dem Faubourg poissonnière, drauf mit einem Logis in der entlegenen Rue d'Amsterdam Nr. 50, welches er drauf mit einem neuen in der Avenue Matignon in der Nähe der elysäischen Felder wechselte.

Jener Antheil, den er an der allgemeinen augsburger Zeitung eine Reihe von Jahren hindurch nahm, förderte die Bedeutung und Verbreitung dieses Blattes in hohem Grade; seine Artikel zogen die Aufmerksamkeit der Diplomatie und Kabinette in gleichem Grade auf sich, wie sie die Blicke des ganzen Publikums aller Länder Europas fesselten; denn kaum mochte damals eine Stadt existiren, wohin nicht mindestens ein Exemplar

der Augsburgerin kam. Ja — seine Artikel hatten selbst Reklamationen — theils direkte, theils indirekte — Seitens mehrerer Höfe zur Folge.

Interessant ist die Reklamation des damaligen österreichischen Kabinets, die ohne amtlichen Charakter in einem Privatbriefe des Hofraths Gentz zu Wien an den Freiherrn von Cotta als Verleger sich aussprach, datirend aus dem Jahre 1832. Gentz machte auf die pariser Korrespondenzartikel darin aufmerksam, die in ihrer Mehrheit von dem Perier'schen Ministerium und der französischen Regierung in feindseligen, oder, was noch schlimmer, in herabwürdigenden Ausdrücken sich aussprächen. Die darin enthaltene Ansicht sei nach und nach überwiegend, und zugleich die Sprache derer, welche sie geltend machen wollten, immer bitterer und heftiger geworden. Unleugbar habe die augsburger Zeitung aber in den letzten 6 Monaten — und ungefähr von da an schreibt Heine's Mitarbeiterschaft sich her — durch die Tendenz ihrer meisten politischen Artikel der Kriegspartei mächtigen Beistand geleistet; die fast täglichen Verunglimpfungen Perier's hätten der Sache des Friedens und der konstitutionellen Monarchie

mehr geschadet, als die ärgsten karlistischen und republikanischen Diatriben der Gazette de France und Quotidienne, des National und der Tribüne, da die Existenz jenes Ministeriums eine der letzten Bürgschaften der Fortdauer des europäischen Friedens sei, und von dem Verleger der Zeitung nicht anzunehmen sei, daß er zu der Partei derjenigen übergegangen sein solle, die das Heil der Welt — sei es im Sinne einer gewaltsamen Contrerevolution oder eines völligen Umsturzes der alten gesellschaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarte.

„Endlich aber — fährt Gentz wörtlich fort — ist das Maaß — verzeihen Sie mir das starke Wort — dieser falschen, und wie ich glaube, höchst verderblichen Richtung voll geworden, durch die Aufnahme der schmählichen Artikel, die Heine seit einiger Zeit unter dem Titel: Französische Zustände wie einen Feuerbrand in Ihre, solchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein sehr großer Theil des Publikums ergötzt sich inniglich an

der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine, und Perier (und Louis Philipp mit ihm) sind blos und allein, weil sie Ordnung und Frieden als ihren höchsten Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutschland so sehr in Mißkredit gefallen, daß man heute schon lieber die Kosacken als das verschrieene Juste milieu in Paris regieren sehen möchte.

„Dies alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange zugesehen, um nicht auf das unglaublichste und unsinnigste in den Revolutionen der Meinung stets gefaßt zu sein. Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe.

„Was ein verruchter Abenteurer (?) wie Heine, den ich als Dichter gelten lasse, ja sogar liebe, und gegen den also kein persönlicher Haß mich bewegt, eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht errathen läßt. Mich dünkt aber, die gränzenlose Verachtung, womit diese Unholde unter anderen, und jetzt

vorzugsweise, von den achtbarsten Klassen des Mittelstandes sprechen, sollte selbst diese Klassen gegen sie aufbringen. Ein Artikel in der Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: „noch nie, selbst nicht in den Zeiten der Pompadour und Dubarry habe Frankreich in den Augen des Auslandes so tief gestanden, und es zeige sich jetzt, daß in einer Maitressenherrschaft immer noch mehr Seele zu finden sei, als in dem Contor eines Banquiers." Wie muß einem aufgeklärten Kaufmann hierbei zu Muthe sein? Die Geistlichkeit und den Adel mag man längst nicht mehr; sie sind abgethan: requiescant in pace! Wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angestellte, Banquiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers, noch mehr perhorrescirt werden, als die ehemaligen Fürsten, Grafen und Barone, wer soll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwischen den Redakteurs des „Freisinnigen" (Welcker), als der (Gott stehe uns bei!) gemäßigteren Revolutions-Cotterie, und Volksvertretern, wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer" u. s. w.

Seine literarische Thätigkeit entfaltete sich während seines pariser „Asyls" auf die reichste mannichfaltigste

Weise: alle seine übrigen Schriften, die nach seinen Gedichten und Buche der Lieder, seinen Tragödien und Reisebildern erschienen sind, sind auf französischem Boden entsprossen. Nebenbei gingen aus seiner Feder eine Menge kleiner Erzeugnisse, Beiträge zu periodischen Schriften, Vorreden, Einleitungen zu Werken und dergleichen hervor.

Während seines pariser Aufenthaltes schrieb er in einem Augenblicke, wo ihn andere Interessen sehr in Anspruch nahmen, die bekannte kleine Skizze: „Die Theegesellschaft in den Appeninen“ für Theodor von Kobbe, um sein ihm gegebenes Wort zu lösen: zu einer Sammlung von Novellen und Gedichten verschiedener norddeutscher Autoren sein Scherflein beizutragen. Heine war überhaupt einer echten Aufopferung für seine Freunde fähig. Als die Cholera an allen Enden in Paris wüthete, ging er, der mehr als andere reizbar und empfänglich war, in die engsten schmutzigsten Gassen, um für einen Freund ein Geschäft in Ordnung zu bringen, woran diesem viel gelegen war. Mit gleicher Aufopferung pflegte er zu jener Zeit einen kranken Vetter, und blieb deshalb in Paris zurück, während

alle seine Freunde daraus flohen und ihn aufforderten, ihnen zu folgen. Er sagte, daß er es als eine heilige Pflicht betrachte, seinem Oheim diesen Sohn zu erhalten, da er schon mehrere Kinder zu beweinen habe, die ihm in der Fremde gestorben waren. Und er hielt getreulich bei dem Kranken aus. —

Mit großer Vorliebe hing Heine an dem deutschen Theater. Außer seinen früh erschienenen Tragödien lag eine Menge von Stoffen und Szenen in seinem Pulte, die nur der Zusammenfügung und Bildung zu einem dramatischen Ganzen harrten. Schon längst beabsichtigte er, der Bühne Deutschlands damit ein Geschenk zu machen. Lewald gab um jene Zeit seine, leider zu früh eingegangene „allgemeine Theaterrevue" heraus und bat ihn um Uebersendung eines Fragments einer solchen dramatischen Dichtung. Er sagte für die Folge zu, schloß aber den Brief mit folgenden Worten, die sich auf eine ernste Neigung beziehen, die sich damals zu entwickeln begann und ihn sogar von seinen Freunden und seiner Beschäftigung abzog.

„Seit Oktober — schrieb er — hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht auf jenes Verhältniß

unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, niemanden sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke. Und so habe ich oft darüber geseufzt, daß sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften; aber zum wirklichen Schreiben konnte ich nicht gelangen. Und das ist alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute sagen könnte. Warten Sie nur; in kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Komödianten schreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht braucht, meine Tragödien als Komödien und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen. Lesen Sie das hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann."

Statt der zugesagten Tragödien und Komödien ging ein entschuldigender Brief ein: Heine war noch nicht wieder zu sich selbst gekommen. Dagegen lief für den letzten Jahrgang der Theaterrevue ein höchst interessanter Artikel: „Ueber die französische Bühne" ein, den Heine in ländlicher Abgeschiedenheit auf einem Dorfe bei Paris im Mai 1837 geschrieben hatte, und über 6 Druckbogen stark eine der Hauptzierden der Lewald'schen Theaterrevue ist. Auch die deutschen Zeitschriften wurden nicht vergessen: Morgenblatt und Planet und viele andere brachten Beiträge von ihm; sie sind größtentheils verschollen, vom Dichter wahrscheinlich selbst vergessen und weder in seine späteren Gedichtsammlungen, noch in neuen Auflagen derselben aufgenommen. Eine sorgfältige Nachlese derselben wäre an der Zeit, um sie der Gesammtausgabe seiner Werke einzuverleiben. Einige „Abendlieder" aus dem Jahre 1831 sind mir zufällig zur Hand: sie mögen hier ihre Wiederaufnahme finden!

Ich wandle längs dem Teiche,
So ganz ohne Zweck und Plan,
Und Blumen, holde, bleiche,
Seh'n mich gespenstisch an.

Sie sehen mich an; ich erzähle
Mein langweilig Lied sodann,
Sie fragen mich, was mir fehle,
Mir armen, finstern Mann.

Ich muß sie alsdann bedeuten:
Mir fehlt die Liebe zur Welt,
Und, außer Kredit bei den Leuten,
Fehlt mir vor Allem Geld.

Und auf dem Teiche schwimmen
Dahin der Schwäne zwei,
Und wunderbar dunkle Stimmen
Durchtönen mich dabei.

Sie schwimmen dahin und ringen
Nach eines Tons Gewalt;
Und wenn die Schwäne singen,
So sterben sie alsobald.

D'rum müssen ihr Leid sie verhehlen,
Wie schwer auch die Brust geschwellt;
Denn Schwäne und Dichterseelen
Versteht nicht die dumme Welt.

Und sind sie dann auch verloren,
Sie singen doch noch zuletzt;
Und liegt mir's nicht vor den Ohren,
So singen sie eben jetzt.

Es schiffen vergnügte Wölkchen
Durch's blaue Abendmeer,
Und durch die Dämmerung schwebet
Ein schattig Gebild mir daher.

Es blickt mit Erinnerungsaugen
Mir tief in die Seele hinein,
Wie ferner Seligkeiten,
Begrabener Wonnen Schein.

Vertraut ist mir diese Erscheinung,
Ich glaub', ich erkenne sie:
Es ist der süße Schatten
Von der gestorb'nen Marie.

Sie winkt mir bekannt und stille
Und faßt mich mit leisem Weh;
Ich aber greife zur Brille,
Damit ich sie besser seh'.

Das Jahr 1833 brachte seine Schrift: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" (Paris und Leipzig) — ein Torso; er kündigte sie selbst als solchen an, zugleich als Fortsetzung des Werkes der Frau von Staël über Deutschland, welches er da für gut und vortrefflich hält, „wo die großfühlende Frau ganz selbst ist, wo sie sich unmittelbar ausspricht

mit ihrem ganzen strahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten, und wo man nicht den feinen Diskant des Herrn A. W. von Schlegel aus dem Buche hervorschreien hört."

Ihr schloß sich im darauffolgenden Jahre „Die romantische Schule" an, eine Girandole von humoristischen Blitzen und wundersamen Geistesfunken. Es ist eine Ueberarbeitung eines Theils der vorhergegangenen Schrift, die ursprünglich in französischer Sprache abgefaßt war.

Um diese Zeit war es, wo in Preußen und in einigen deutschen Staaten nach ihm ein Generalverbot gegen die Schriften Heine's, sowohl die bereits erschienenen wie die künftig erscheinenden, erlassen ward. Es gründete sich dasselbe auf eine öffentliche Denunziation Wolfgang Menzel's. Man begann von einer Partei der Bewegung in Deutschland zu träumen, von einer Verschwörung, zu deren Angehörigen man eine Zahl junger Literaten stempelte, die nicht einmal in einer äußeren Verbindung, in persönlichen Bezügen zu einander und der Mehrzahl nach in gar keiner

Berührung irgend einer Art zu Heine standen, und wozu man unter anderen Mundt, Gutzkow, Laube, Kühne und andere rechnete; an ihrer Spitze stellte man ohne weiteres Heine und Börne in Paris. Diese „Verschwörer“ sollten ihre Pfeile auf Moral und Religion richten und sich anschicken, die sittlichen Zustände des deutschen Vaterlandes zu untergraben und zu vernichten*); ich sagte unter anderen damals: man bezeichnete sie mit dem Namen „das junge Deutschland,“ und nahm es leider Ernst mit dieser Chimäre. Das benutzte Menzel in seinem Interesse; er trat als Denunziant in seinem Literaturblatte auf, er, früher deutscher Turner und glühendes Mitglied der deutschen Burschenschaft, unzufrieden mit Deutschlands Institutionen, sein Heil in der Schweiz suchend, Widersacher Goethe's und seiner von allem politischen Meinungsstreit entfernten, ruhigen, literarischen Leistungen und Bestrebungen, dann eloquenter Lobredner Börne's und Heine's und Vertheidiger des französischen Bürger-

*) Ich habe mich weitläufiger darüber ausgesprochen in dem von mir herausgegebenen „Neuen rheinischen Merkur.“ 1847. Heft 6. S. 447 ff.



königthums, wandelte plötzlich Rock und Gesinnung und ließ in der Philister-Patriotenperücke mit Zopf und steifen Locken und im pfarrherrlichen Kanzeltone Manifeste ausgehen in alle Welt, dem deutschen Vaterlande das Herannahen einer Gefahr verkündend, wie noch nie eine gedroht.

Diese Manifeste, wirkliche Meisterwerke journalistischer Sophistik, wie sie die Jahrgänge 1835 und 1836 des Literaturblattes zum Morgenblatte brachten, waren Heerpredigten wider das junge Deutschland und seine Tendenzen, mit fingirtem Ernst die Sache behandelnd, die beispiellos in der deutschen Journalistik ist. Kaum noch öffentlicher Anhänger der französischen Julirevolution und ihrer deutschen Vertreter Heine und Börne, ward Menzel urplötzlich ein alter deutscher Philister echten Hausbackenthums, ein „Franzosenfresser", wie Börne ihn treffend in seiner also betitelten Flugschrift bezeichnete, und Todfeind der „beiden Juden." Der kaum gepriesene Heine erscheint ihm jetzt im schwärzesten, verdammlichsten Lichte als Ahn und Stammvater dieser „verderblichen Koterie, deren Lehren staatsgefährlich sind, die Grundlagen der Religion und Sitte

untergrabend.“ Das sogenannte junge Deutschland war nach Menzel eine „vaterlandsverrätherische, gottlose, unsittliche und in jeder Beziehung nichtswürdige Partei.“ Daraus argumentirte er a priori eine „historische Propaganda der gallischen Sitte,“ machte „Franzosen und Juden“ zu Mitverbündeten, die an dem unheiligen Feuer schüren, das unsere beste Kraft verzehre, das stille Erbtheil unserer innern Nationalität, das reine Gemüth, vergifte und seinen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen solle, den Gott schon in der Vorwelt verworfen als die Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. „Franzosengroll und Judenhaß“ führten nun Menzel's Feder, die er einst für kosmopolitische Tendenzen geschnitten; er entblödete sich nicht, mit dem jungen Deutschland sogar den Begriff „eines jungen Palästina“ zu verbinden, den Geist des mittelalterlichen Judenhasses heraufzubeschwören und zu neuem Hepp! Hepp! Deutschlands Pöbel aufzuwiegeln.

Die neue „in Heine versammelte Gemeinde“ wurde von Menzel beschuldigt der Verbreitung „der Lehre von einer allgemeinen, jede Nationalität vernichtenden

Menschheit," eine Weltliteratur verkündend; nicht minder klagte der Denunziant sie der „Usurpation der Zukunft und der Appellation an die künftige Revolutionirung Europa's durch die Ideen St. Simons" an; Gutzkow, den Mitverbündeten, nannte er den „neuen Marat"; die von diesem veröffentlichte Ankündigung eines neuen Journals war Menzel's Literaturblatte gefährlich. Irreligiosität war nach seiner Denunziation die dritte Lehre des jeune Allemagne, indem sie den gröbsten Materialismus an die Spitze stelle und außer der Natur und Materie keinen Gott und keine unsichtbare Welt annehme. Die vierte Lehre des jungen Deutschland sei „die von der Irreligiosität unzertrennliche Unsittlichkeit" und in dem Gefolge Vielweiberei, Weibergemeinschaft und Orgien, wie zur Zeit der Wiedertäuferrotte in Münster im 16ten Jahrhundert. Er proklamirte Goethe als den Abgott der Sekte zum Messias der neuen sinnlichen Religion. Da Unsittlichkeit der gefährlichste Feind eines jeden Staates sei, die alten Ultramonarchien im Orient untergegangen seien, als die Sitten verdarben, die römische Republik und das Kalifat unter gleichen Verhältnissen zu Grunde

gegangen, die römische Kirche im tiefsten Grunde erschüttert, das türkische Reich dem Untergange nahe gebracht, die helvetische Freiheit verschwunden und die französische Monarchie gestürzt worden, als die Sitten verdarben: so thue schleuniges Einschreiten der Regierungen Deutschlands noth, um gleichem Schicksale zu entgehen.

Diese Rodomontaden, wie sie der Journalismus in Deutschland seit Wöllner nicht aufzuweisen, bestachen den Nichteingeweihten, während der Eingeweihte diese Angeberei nur verachten konnte; Menzel, den Angeber, kümmerte nur sein Behaupten der Stellung, die er usurpirt hatte; deßhalb mußte er die junge Literatur, die an seinem Heiligenscheine zerrend Hand anlegte, in ihren ersten Anfängen, im Keime zu ersticken streben. Deßhalb schreckte er mit einem leeren Phantom, einem eitlen Popanz. Und siehe — Regierungen und Staatsmänner, denen bei überhäuften Amtsgeschäften die Lektüre eines jeden erscheinenden Buches nicht zuzumuthen, die sich leider in den meisten Fällen mit Literaturzeitungen begnügen — trauten der Stimme Menzel's und schwuren auf seine Worte; er gab einzelne

Abirrungen der deutschen jüngeren Schriftstellerwelt, auf welche er fußte, für das Wesen selbst aus; man glaubte der ehrlichen Miene, die er angenommen, und so erfolgten die bekannten Dekrete gegen „das junge Deutschland,“ die einzig und ohne gleichen dastehen, nur für Deutschland; denn die zur Regierungsmaßregel erhobene Erfindung Tschoppe's, auch die künftigen Schriften eines Autors zum voraus zu verbieten, war, außer dem seinigen, noch keinem staatsverwaltenden Hirne in irgendeinem Volke und zu irgendeiner Zeit entsprungen, wie denn andererseits auch nur Deutschland durch die Feder eines Menzel eine solche Denunziation zu Tage fördern konnte, welche die Regierungen mystifizirte, die organisirte Entwickelung der Zeitideen auf dem Gebiete der Literatur zu hindern und die reichsten Talente desselben zu vernichten strebte aus — Privatinteresse.

Jene Verfügungen gegen jene vorgebliche Konspiration des sogenannten jungen Deutschland — sagte damals eine journalistische Stimme — waren in ihren Folgen hart; sie beraubten die Getroffenen nicht nur für den Augenblick der persönlichen Subsidenzmittel,

sondern sie untersagten der Blüthe der jungen Talente das Recht der freien Benutzung ihres Geistes, der Ausbeute ihres Talentes, des edelsten Geschenkes, welches ihnen die Natur gegeben und worauf sie sie angewiesen.

Nicht lange darauf wurde das Interdikt wieder zurückgenommen, als man, seit gediegene Männer dawider auftraten, zur Einsicht und Erkenntniß kam, daß jene journalistische Denunziation nicht der Sache, sondern den Personen gegolten. Die Kritik, welche Menzel übte, ging unter in Parteisucht; eigenes Interesse und gefährdete Existenz hießen ihn zu jenem verzweifelten Mittel der Gegenwehr greifen. Mit dem Gifte der raffinirtesten Intrigue, mit der Aqua toffana der glühendsten Kabale alliirt, war er nach seiner italienischen Reise wieder am Neckar erschienen. Durch die Bestrebungen und die geistigen Bevorzugungen der Mitglieder des sogenannten jungen Deutschlands stand seine literarische Existenz auf dem Spiele. Verzweiflung und Trieb der Selbsterhaltung geboten ihm jenes Mittel, wozu er griff, jenes Manifest, das auf kurze Zeit ihn rettete, indem er, unfähig, sich selbst zu schützen, die Staatsgewalt alarmirte, welche die Angelegenheit

vor ihr Forum zog. Allein nur zu bald zeigte sich die allgemeine Geringschätzung des literarisch-gebildeten Publikums im deutschen Vaterlande, das ihn von sich wies. Also sank die Wage Menzel's, „der — wie Heine in seiner Vertheidigungsschrift unter dem Titel: Ueber den Denunzianten, sagt — gar nicht aussieht wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole — jeder Backenknochen ein Kalmuck."

Wie Menzel in seiner deutschen Literaturgeschichte und in vielen Artikeln seines Literaturblattes sich gegen Goethe aufgelehnt hatte, aus beschränkter Ansicht und egoistischen Zwecken, seine Absicht aber unter der Maske einer christlich-moralischen und patriotischen Entrüstung versteckte, in gleicher Weise auch gegen Heine und das sogenannte junge Deutschland. Er trat nicht als Opponent, sondern als Ankläger auf, improvisirte eine Verschwörung der jungen Geister, die nicht existirte, und denunzirte sie als eine Schule zum Sturze aller sozialen und moralischen Einrichtungen. Seine Maxime war dieselbe wie die vordem bei und gegen Goethe angewandte: es frappirte, daß er den Muth, gegen diesen Heros zu keifen, besaß; es war der blinde Muth der

Schwäche, der Muth Herostrat's, der den Dianentempel zu Ephesus in Brand steckte, um sich einen Namen zu machen, aus dem „schäbigsten Privatinteresse."

„Ueber den Denunzianten" heißt Heine's Schrift, womit er gegen Menzel zu Felde zog, der — wie er sagt — niemals der Partei der Revolution mit dem Gemüthe und mit dem Gedanken angehört; er war einer jener „Teutschthümler", die nach der Sonnenhitze der Julisrevolution gezwungen wurden, ihre altdeutschen Röcke und Redensarten auszuziehen. Er war aber der erste, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutschen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm und mit Lust wieder in die alten Ideenkreise zurückturnte. Börne brannte auf in lichterlohem Haß wider Menzel und schrieb den „Franzosenfresser"; er hatte seine wahre Natur früher nicht erkannt, und da man gegen Renegaten und umgewandelte Gesinnungsgenossen weit mehr Unwillen empfindet, als gegen alte Feinde, so loderte sein Zorn am grimmigsten auf.

Die Motive zu der Schrift Heine's: „Ueber den Denunzianten" waren ganz andere; die Schrift sollte

weniger verwunden als reizen, und zielte dahin ab, den Ritter des Deutschthums auf ein ganz anderes als ein literarisches Schlachtfeld herauszufordern; indeß leistete der „Denunziant" Heine's Absicht keine Genüge, obwohl ihm Gelegenheit geboten ward, sich durch einen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren: aber er hat der verdienten Schläge und Züchtigungen genug empfangen und sein literarischer Rücken ist schwarz gestreift wie der eines Zebras, da er stets mit Namensunterschrift auftrat, während außerdem anonyme und pseudonyme Buschklepper aus den dunkelsten Schlupfwinkeln der Tagespresse ihre Pfeile wider ihn abschossen. Dahin auch gehörten die „schwäbischen Kammersänger der Freiheit", wie Heine sie nannte, die über ihn herfielen; deren „liberale Triller immer leiser und leiser verklangen und die mit der alten Bierstimme wieder die Weisen von Anno 13 und 14 anstimmten." Ihr Hauptorgan war die Dreimonatsrevue in Cotta's Verlage, die „deutsche Vierteljahrsschrift," worin einer aus der „schwäbischen Dichterschule", Gustav Pfizer, einen dem Raume nach gewaltigen Schmähartikel gegen

Heine zum besten gab, wogegen letzterer sich in seinem „Schwabenspiegel“ revanchirte. —

Die Schrift: „Heinrich Heine über Börne“ erschien im Jahre 1840. Sie war — offen gestanden — nichts als ein hämischer Angriff auf Börne, auf einen vom Lebensschauplatz abgetretenen, ehrenhaften Schriftsteller; denn Heine gab sie, obwohl er sie längst fertig im Pulte liegen hatte, erst nach Börne's Tode heraus. Zuerst hatte er Börne in Frankfurt am Main, seinem Geburts- und Wohnorte, im Jahre 1815 gesehen, als ihn sein Vater mit zur Messe genommen, „damit er sich in der Welt einmal umsehe, was bildend sei.“ Zwölf Jahre später besuchte er ihn auf Rahel's und Varnhagen's Veranlassung, als er durch Frankfurt reiste, und lebte drei Tage mit ihm zusammen. Börne hielt ihn für einen Gleichgesinnten; „das war ein Irrthum — schrieb Heine — der späterhin für mich sehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philosophie oder der Kunst oder der Natur, die ihm verschlossen waren. Indeß verflossen die drei Tage in idyllischer Friedsamkeit.“

Im Herbst 1831 sah Heine in Paris Börne wieder, wohin er vor ihm übergesiedelt war, der deutschen Luft Adieu sagend, indem er ihn besuchte. „Willkommen in Paris!" rief der letztere ihm freudig entgegen. „Das ist brav; ich bin überzeugt: die guten, die es am besten meinen, werden alle bald hier sein. Hier in Paris ist der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen. Ach Gott! ach Deutschland!" klagte Börne. „Es wird bald sehr betrübt aussehen und sehr blutig. Revolutionen sind eine schreckliche Sache; aber sie sind nothwendig wie Amputationen, wenn irgendein Glied in Fäulniß gerathen. Der Henker hole die sogenannten konstitutionellen Verfassungen, wovon unsere deutschen Kammerschwätzer alles Heil erwarten. Konstitutionen verhalten sich zur Freiheit wie positive Religionen zur Naturreligion." *) In diesem Sinne schrieb Börne seine „Briefe aus Paris." Heine war überrascht über diesen ultraradikalen Ton, den Börne angeschlagen, der sich in einen Sanskullotismus des Gedankens und des

*) Also erzählt Heine in seiner Schrift gegen Börne.

Ausdrucks gestürzt hatte, wie es damals in Deutschland unerhört war. Heine war bestürzt darob und rief für sich aus: Himmel! welche entsetzliche Wortfügungen, welche hochverrätherische Zeitwörter, welche majestätsverbrecherische Akkusative, welche polizeiwidrige Fragezeichen, welche Metaphern, deren bloßer Schatten schon zu zwanzig Jahre Festungsstrafe berechtigte!

Als Heine zum zweitenmale Börne besuchte, fand er in seinem Salon in der Rue de Provence, wo er sich definitiv einquartirt hatte, eine — ich bediene mich der Worte Heine's — „Menagerie von Menschen, wie man sie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutsche Eisbären, welche Taback rauchten, fast immer schwiegen und nur dann und wann einige vaterländische Donnerworte im tiefsten Brummbaß hervorfluchten. Neben ihnen hockte ein polnischer Wolf, der eine rothe Mütze trug und manchmal die süßlich fadesten Bemerkungen mit heiserer Kehle heulte; dann fand ich dort einen französischen Affen, der zu den häßlichsten gehörte, die ich je sah, und der beständig Gesichter schnitt, damit man sich das schönste darunter aussuchen möge.“

Börne war damals als die Seele der pariser Propaganda zu betrachten; die Propagandisten schöpften ihre Inspirationen aus seinem Munde. Jene Propaganda bestand — nach Heine — „viel mehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zusammenkünfte von Handwerkern deutscher Zunge, die in einem großen Saale der Passage Saumon oder in den Faubourgs sich versammelten, vornehmlich um in der lieben Sprache der Heimat sich über vaterländische Gegenstände zu unterhalten. Hier wurden nun durch leidenschaftliche Reden im Sinne der rheinbairischen Tribune, einer Zeitschrift Wirth's und der übrigen rheinpfälzischen Demagogen, die Gemüther fanatisirt. So wurden Tausende von deutschen Handwerksgesellen Republikaner und predigten die neue Ueberzeugung. Zudem sprach Börne sehr gut, bündig, überzeugend, volksmäßig, in nackter, kunstloser Rede, ganz im Bergpredigertone in den Volksversammlungen, die im Anfang nichts andres waren als Filialgesellschaften des Preßvereins von Zweibrücken, einmal auf dem Montmartre vor 600 Schneidergesellen."

Börne's frühere bürgerliche Stubenuhr — sagt Heine — wurde eine Sturmglocke, deren Geläute Angst und Schrecken verbreitete; er diente den zeitgenossenschaftlichen Passionen als Organ, und seine Schriften sind nicht als das Produkt eines einzelnen, sondern als Dokument jener politischen Sturm- und Drangperiode zu betrachten. Die polnischen und rheinbairischen Vorgänge übten auf Börne's Geist den mächtigsten Einfluß. Der Durchzug der Polen durch Deutschland war es, der den deutschen Michel am meisten revolutionirte, und jene „edlen Märtyrer der Freiheit", die sich in Paris versammelten, wirkten auch am meisten auf Börne; ihr Schicksal riß ihn fort. Er nahm auch an dem hambacher Feste Theil.

Als er von diesem nach Paris zurückkehrte, sprach ihn Heine zum letztenmale. Seitdem trat Börne unter den Revolutionären in Paris unmittelbar persönlich hervor, er herrschte in eigenem Namen. Was in seinen Schriften nur halbwegs angedeutet ward, fand im mündlichen Vortrage die grellste Ergänzung. Heine behauptet, daß Börne zuletzt mit Robespierre die größte Aehnlichkeit gehabt habe: im Gesicht lauerndes

Mißtrauen, im Herzen blutdürstige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe, nur habe ihm keine Guillotine zugebote gestanden.

Heine zog sich seit der Rückkehr Börne's von Hambach von ihm zurück, und bald darauf — behauptete Heine — hätten seine Anfeindungen wider ihn angefangen, indem Heine ihn merken ließ, daß er ihm geflissentlich auswich. Tief kränkten Heine Börne's Artikel über oder vielmehr gegen ihn in französischen Zeitschriften, die in Deutschland „verleumderisch ausgebeutet" wurden. Zuerst griff er ihn im 6. Theile seiner pariser Briefe an, darauf in zwei französischgeschriebenen Artikeln im „Reformateur." „In sämmtlichen Aufsätzen Börne's wider mich — sagt Heine — wird bereits von meinem charakterlosen Poetenthum und meiner poetischen Charakterlosigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen sich dort die giftigsten Insinuationen. Nicht mit bestimmten Worten, aber mit allerlei Winken werde ich hier der zweideutigsten Gesinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Gesinnungslosigkeit verdächtigt. Ich werde in derselben Weise nicht bloß des Indifferentismus, sondern auch

des Widerspruchs mit mir selbst bezüchtigt; ja er hat sogar auf Bestechlichkeit hingedeutet."

Mag Börne von Heine gesagt und geschrieben haben, was er wollte, es war Pflicht Heine's, dem lebenden Börne entgegenzutreten, statt darauf zu pochen, daß er nie etwas auf seine Artikel erwiedert habe; es mußten aber, als Börne geschieden, ihm die Worte vor Augen schweben: Lasset die Todten ruhen! Namentlich war es höchlich zu tadeln — um nicht mehr zu sagen und einen anderen Ausdruck zu wählen — das etwaige Verhältniß Börne's zu „Madame Wohl" hervorzuziehen. Bekanntlich erfolgte eine Duellherausforderung seitens des Ehemannes der an den Pranger gestellten Frau; Heine nahm sie an; das Duell endete aber blutlos. Später fühlte Heine selbst, daß er dem Todten gegenüber zu weit gegangen, und als er mich zuletzt besuchte auf seiner Durchreise durch Münster nach Hamburg, war es eine seiner ersten Fragen: was ich von seiner Schrift über Börne halte? Ich fiel ihm gleich korrigirend ins Wort, nannte sie seine Schrift gegen Börne und gab ihm den wohlgemeinten Rath, sie nicht in die Gesammtausgabe seiner Schriften, die er schon damals

projektirte, aufzunehmen; das würde die Indignation des Publikums wider ihn (Heine) aufs neue aufleben lassen. „Man muß viel Baumwolle zwischen uns legen, sollen wir zusammen verpackt werden," sagte Heine. Das alles entschuldigt ihn nicht in seinem Verfahren gegen Börne. Indeß — er erkannte später sein Unrecht, „aber zu spät" — schloß sein französischer Freund Nerval einen Artikel über Heine in der Revue des deux Mondes. —

Der Salon folgte bald darauf in vier Theilen; er enthält zum Theil das Glänzendste und Gediegenste, was Heine's reicher Geist geliefert hat. —

Eine Reise nach Cauterets sollte ihn zerstreuen; allein der Aufenthalt daselbst ward ihm vergällt durch Journalistenverleumdung in deutschen Blättern. Wie sehr ihn dergleichen Artikel aufs äußerste reizten, ergibt sich aus einer Veröffentlichung dawider in einer „vorläufigen Erklärung."

„Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Scheelsucht, politische Parteiwuth, Misère jeder Art haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu ver-

breiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontroliren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muthe gegen schnöde Preßbengelei eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel

hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, dem schäbigsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf desselben nicht mit dem gehörigen Respekt gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Prinzipien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe dieses längst eingesehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahinlautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der mainzer Zeitung behauptet wird, ist, ebenso wie die dabei mitgetheilte Erzählung von der Insultirung meiner Person, eine reine oder vielmehr schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entferntesten von irgendjemand auf den Straßen von Paris insultirt worden, und der Held . . ., der sich rühmt, mich auf öffentlicher

Straße niedergerannt zu haben und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eigenes, alleiniges Zeugniß, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenwortes bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der ... bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Dießmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der mainzer Zeitung, und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pyrenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe etwas erfahren und widersprechen konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch dießmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Rechenkünste. — Was soll ich aber von einem Korrespondenten der leipziger allgemeinen Zeitung sagen, der jeder fremden Arglist so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der miserabelste Gewährsmann genügte, wo

es galt, meinem Leumund zu schaden? — An einem geeignetern Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den obenerwähnten Lügen eine so schnelle Publizität angedeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern. — Cauterets, den 7. Julius 1841.

Heinrich Heine."

Ueber den „Schwabenspiegel" gerieth er mit Gutzkow in Hader, dessen Unerquicklichkeit indeß alles übersteigt, was die damalige Federstreitlust an literarischem Klopffechterthum in Deutschland nur irgendwo in jener Zeit aufzuweisen hat. Der von Gutzkow damals herausgegebene Telegraph mußte seine Spalten für seinen Redakteur nebst Streithähnen hergeben; Heine bediente sich der Zeitung für die elegante Welt unter Kühne's Redaktion zu seinen Entgegnungen. Mag man heutzutage auch gerechte Klage führen über die gesunkene deutsche Journalistik und ihre geringe Bedeutung gegenüber dem französischen und englischen Journalismus, so muß man andererseits den deutschen Journalisten der Gegenwart darin Gerechtigkeit widerfahren lassen,

daß das Haudegenthum der zwei vorhergegangenen Jahrzehende ein Ende genommen hat: man ist — zahmer geworden, aber auch langweiliger und nüchterner, wie denn überhaupt die ganze sogenannte schöne Literatur Deutschlands eine gänzliche Umwandlung erlitten, an die Stelle des Fantasieenreichthums, der die Romane und Novellen jener Zeit von Hoffmann und Fouqué bis auf van der Velde und Weißflog erfüllte, kalte Berechnung und überlegender Verstand getreten sind, die Herz und Gefühl nicht in Anspruch nehmen, und statt poetischer Gebilde Bilder unserer sozialen Gebrechen und der ganzen Misère der Gegenwart von den Salons der vornehmen Welt bis zu den Dachstuben und Kellerwohnungen des Proletariats hinunter uns vorführen.

Atta Troll erschien zuerst in der Zeitung für die elegante Welt, eröffnete die erste Nummer des 42sten Jahrganges derselben (1843) und lief mit seinen 24 Gesängen oder Kapiteln, wie sie der Verfasser nannte, durch die ersten zehn Nummern der Zeitung, deren Redaktion H. Laube vom 1. Januar des genannten Jahres an übernommen und bei seiner Anwesenheit in

Paris im Jahre zuvor Heine als Mitarbeiter gewonnen hatte. Der Redakteur sah sich veranlaßt, im Feuilleton der ersten Nummer dem Publikum vom Erscheinen „des ersten größeren Epos, welches Heine geschrieben" Kenntniß zu geben und hinzuzusetzen, daß „es in seiner abgeschlossenen Kapitelart nicht besonders leide unter der also eintretenden Zersplitterung, daß es aber erst nach völligem Abschlusse richtig beurtheilt werden könne, und werde diese Notiz zwar die (vor)eiligen Urtheile nicht verhindern, besonders da eine Menge lebender Personen in diesem Epos erschienen, aber sie werde doch dem Publikum und der vorsichtigen Kritik ein zweckmäßiger Wink sein."

Nach zwölfjährigem Aufenthalte in Paris trieben Heine Kindesliebe und Sehnsucht nach seiner greisen Mutter, die auf dem Krankenlager darniederlag, nach Hamburg, um sie noch einmal zu sehen. Nicht kam ihm damals der Gedanke in den Sinn, daß sie ihn überleben würde. Wie seiner Fußwanderung durch den Harz seine „Harzreise" ihren Ursprung verdankte, so war diese Reise zur Heimat die Veranlassung zu seinem „Deutschland, ein Wintermärchen", welches er,

nach Paris zurückgekehrt, im Januar 1844 begann und endete.

Ende Oktober 1843, als

> Die Tage wurden trüber,
> Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
> Da reist' er nach Deutschland hinüber.

Sein Weg führte über Aachen und Köln, von wo er am 27. Oktober zu Münster eintraf. In der Heimat fand er wieder

> Die altgermanische Küche.
> Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut!
> Holdselig sind deine Gerüche.

Es war 9 Uhr Morgens am genannten Tage. Ich saß im Bureau, mit Amtsarbeiten beschäftigt, als der Kanzleidiener mir meldete, ein Franzose sei da mit einem Lohnlakai: er wünsche mich zu sprechen. Ich eilte, neugierig auf den Nachbar jenseits des „freien deutschen Rheins", hinunter auf den Vorhof des Amtslokals und siehe — Heine stand vor mir, obwohl wir uns in 23 Jahren nicht gesehen, ganz der Alte wie vor fast einem Vierteljahrhundert, nur daß er ein nicht unbedeutendes Embonpoint gewonnen hatte.

Vor einer Stunde mit der Schnellpost eingetroffen, hatte er sich bereits zur Schnellpost nach Osnabrück einschreiben lassen, die um 10 Uhr des Weges nach Hamburg fuhr. Eine Stunde war uns zum Wiedersehen, zur Erinnerung an unser Jugendleben, zum Austausch von Gedanken nur vergönnt; er hatte Münster noch nicht gesehen; deßhalb galt es sorgsamste Benutzung der knapp uns zugemessenen Zeit, der einzigen Stunde. Wir gingen zum Dom, zum Rathhause, zur Lambertikirche, bis zum Schlosse und sahen, was zu sehen war, also im Fluge. Auffallend war es mir, daß er, der die deutsche Muttersprache schreibend in seiner Gewalt hatte wie kein anderer, im Sprechen jetzt oftmals die Worte suchen mußte. Er leitete diesen Mangel daher, daß seine Gattin nicht allein Französin, sondern auch sein Haushalt in Paris französisch sei, und er wenig Umgang mit Deutschen dort pflege. Seiner Aeußerung zufolge war er mit einem Werke über seine Erlebnisse während seines Aufenthalts zu Paris beschäftigt, wovon in öffentlichen Blättern unter der Firma: Memoiren häufig die Rede war.

Zum erstenmale sah er hier
Jene Körbe von Eisen,
Die hoch zu Münster hangen am Thurm,
Der Sankt Lamberti geheißen.
Der Schneiderkönig saß darin
Mit seinen beiden Räthen;
Wir aber benutzen die Körbe jetzt
Für andre Majestäten u. s. w.

Also singt er im „Wintermärchen." Für die Geschichte der Wiedertäufer hegte er das lebendigste Interesse, und zu meiner Verwunderung kannte er die Schriften von Kerssenbrock, Jochmus und Ranke's — wenngleich kurze, aber dennoch tiefbegründete — Schilderung jenes ersten kommunistischen Reiches genau; er hatte sie mit Vorliebe studirt. Viele Aeußerungen über deutsche literarische Notabilitäten und politische Zustände, über die Verhältnisse des deutschen Buchhandels und der Presse in Deutschland und Frankreich, über die Gesammtausgabe seiner Werke aus seinem Munde dem Papiere anzuvertrauen, dürfte hier zur Zeit nicht am Orte sein; daß sie treffend waren, bedarf der Versicherung nicht.*) Fünf Minuten vor 10 Uhr waren

*) Bei Gelegenheit der bevorstehenden Herausgabe seiner

wir auf dem Posthofe; sie flohen dahin unter fort-dauerndem Gedankentausche; der Postillon blies und die Schnellpost trug ihn der Stadt zu, wohin ihn kindliche Sehnsucht rief.

Sie sprach sich in den nachfolgenden Gedichten glühend aus:

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

„ungedruckten Schriften" werde ich — weil erforderlich — dieselben zu seiner schriftstellerischen Charakteristik näher würdigen.



Und das ist wieder ein Singen und Lachen,
Es pfeift der Wind, die Planken krachen,
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

Nachtgedanken.

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst —
Die alte Frau hat mich behext;
Ich denke immer an die Alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn;
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland ist kerngesund. Es steht
So fest! Und käm' ich noch so spät,
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd' ich es stets am Leben finden.

Ich lechzte nicht nach Wiederkehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab',
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual;
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust — Gottlob, sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht.
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

Außer jenen größeren literarischen Arbeiten schrieb er in Paris noch mehrere Aufsätze und Artikel geringeren Umfangs; mehrere nahm er in seine, in den letzten Jahren gesammelten „Vermischten Schriften" wieder auf; andere sammelte er nicht. Es waren diejenigen, zu deren Abfassung er durch äußere Umstände, Anträge von Buchhändlern und auf Bitten von Freunden oder jüngeren deutschen Schriftstellern veranlaßt worden. Dahin gehören u. a. seine Vorworte zu A. Weil's „Elsässer Dorfgeschichten", seine glänzende Mittheilung über die pariser Theater in Lewald's Theaterrevue, seine Einleitung zu dem Prachtwerke des scheible-rieger'schen Verlags zu Stuttgart: Don Quixote von Cervantes, welche ihm mit 1000 Francs honorirt ward; ferner „Shakspeare's Frauen und Mädchen", Text zu den Bildnissen zu den Dramen des britischen Heros, eine Schilderung der pariser Kunstausstellung im Morgenblatte, sein in französischer Sprache geschriebener Nachruf an seinen jugendlichen Freund und Uebersetzer seiner Gedichte G. de Nerval, der mir unbekannt ist, von Adolf Stahr aber als der Ausdruck des aufrichtigsten und

herzlichsten charakterisirt wird, was Heine je geschrieben. Diesen Arbeiten schließt sich eine große Zahl kleinerer Gedichte an, in Journalen, Musenalmanachen, Taschenbüchern, Gedichtsammlungen, Albums u. s. w. zerstreut, welche er fast alle auf Bitte und aus Rücksicht auf deren Herausgeber ohne Honorar beisteuerte.

Zwei kleine Gedichtchen aus seiner Feder, die im Brouillon vor mir liegen und von denen ich nicht weiß, ob dieselben — anscheinend Impromtus — bekannt geworden, lasse ich folgen; sie sind nach der Angabe auf den Blättchen des Konzepts aus dem Jahre 1843.

Der deutsche Rhein.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt:
Die Schweizer binden ihm die Füße,
Die Holländer halten fest sein Haupt.

Die deutsche Flotte.

Auch eine Flotte thät man uns bescheeren;
Die patriotische Ueberkraft
Wird rüstig rudern auf den Galeeren:
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Seine lyrischen Gedichte, oder vielmehr Produktionen in Versen, werden gegenwärtig durch vier Sammlungen in gleicher Bändezahl repräsentirt: „Das Buch der Lieder"; „Neue Gedichte"; „Romanzero" und „Deutschland, ein Wintermärchen" nebst „Atta Troll".

Möge vor allen Dingen bei der zu veranstaltenden Gesammtausgabe seiner Werke darauf Bedacht genommen und nichts von Werth übersehen werden. In dieser Hinsicht sprach sich eine Stimme in den „Grenzboten" dahin aus: „Heine gehört zu den Dichtern, auf deren Werke das Publikum ein Recht hat, und die Gesammtausgabe muß alles enthalten, was er geschrieben hat. Der Herausgeber wird weiter nichts zu thun haben, als das Zusammengehörige zusammenzubringen, was freilich zuweilen auch seine Schwierigkeiten haben wird."

Sein Testament hat neben den anderweitigen Bestimmungen über seinen Vermögensnachlaß — die seine Frau zu seiner alleinigen Erbin ernennen — auch seinen literarischen Nachlaß ins Auge gefaßt. Dieser wie alle seine Briefe und Papiere sollen sorg-

fältigst gesammelt und gut aufgehoben an seinen Neffen Ludwig Emden, den Sohn seiner Schwester, in Hamburg, gesandt werden. Ihre Herausgabe soll Dr. Christiani in Lüneburg besorgen und überwachen, daß nichts fremdartiges sich einschleiche.

Dem Verleger Julius Campe in Hamburg, der bereits bei Lebzeiten Heine's (1837) das Verlagsrecht der Gesammtausgabe erworben hat, soll keine Schwierigkeit bereitet werden, wenn er aus buchhändlerischen Rücksichten irgendeine Abänderung beansprucht. Dieses Testament datirt bereits aus dem Novembermonat des Jahres 1851. Möge vor allem dem bisher Ungedruckten aus seiner Feder Rechnung getragen werden, damit nichts verloren gehe. —

Es bleibt noch übrig, über Heine rücksichtlich seiner außerdeutschen literarischen Bezüge und der Theilnahme und Anerkennung, die ihm das Ausland erwiesen, einige Mittheilungen hier zum Schlusse an dieser Stelle, wo unsere Besprechung seines Schriftstellerthums und schriftstellerischen Wirkens als deutscher Dichter und Schriftsteller schließt, anzuknüpfen.

Keine ausländische Literatur hat Heine ignorirt;

sie konnte ihn auch wegen seiner großen Bedeutung nicht übersehen, und in den literarischen Blättern wie politischen Zeitungen aller zivilisirten Völker hat man ihm und seinen Leistungen fortwährend gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, seine Schriften, je nach ihrem Erscheinen, besprochen, beurtheilt, einzelnes daraus theils übersetzt, theils auszugsweise mitgetheilt, überhaupt sich immer in Bezug auf ihn au fait gehalten. Die Ansichten über ihn gingen bei den verschiedenen Völkern nach den verschiedensten Richtungen auseinander; aber seine hohe Begabung an Geist, Phantasie und Humor fand überall gleiche Anerkennung. —

Während seines Aufenthalts zu Paris trat Heine selbst auch als französischer Schriftsteller auf, indem er theils Artikel in französischer Sprache oder Uebersetzungen seiner Schriften und Gedichte ins Französische in pariser Zeitschriften z. B. in der Revue des deux Mondes und der Europe littéraire veröffentlichte, theils besondere Schriften herausgab, theils seine sämmtlichen Schriften französisch herauszugeben begann; über letzterem Unternehmen ist er hingestorben, nachdem kaum der Anfang dazu gemacht worden. Die

Uebersetzungen rühren theils aus seiner Feder her, theils unterstützte ihn dabei ein junger französischer Freund, G. de Nerval, der seinem „Dichterleben in Elend und Noth" — Deutschland hat nicht allein seine Höltys u. s. w., auch Frankreich — selbst ein Ende gemacht.

Heine's erste Schrift in französischer Sprache erschien in dem neu begonnenen französischen Journal: l'Europe littéraire, die im Jahre 1833 bei Heideloff und Campe in Paris in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" ausgegeben ward. „De l'Allemagne" war die nächste, ihr folgende. Briefe über Deutschland folgten in der Revue des deux Mondes, an welcher gediegenen Halbmonatsschrift er eine Zeitlang fleißig mitarbeitete; er lieferte dafür eine Uebersetzung im Auszuge aus seinen Reisebildern, im Jahre 1847 eine prosaische Uebertragung des Gedichts: „Atta Troll" unter dem Titel: „Rêve d'une nuit d'été;" „la Lutèce, les aveux d'un poète de la nouvelle Allemagne", (die Selbstbekenntnisse, die an der Spitze der „Vermischten Schriften" in deutscher Sprache stehen) „les dieux en Exil" u. s. w. Von den „Oeuvres complètes", welche bei Michael

Levy in Paris erschienen, wurden bis zum Tode Heine's zwei Bände ausgegeben, darin waren enthalten: de l'Allemagne, Lutèce, les Poèmes et Légendes und das lyrische Intermezzo, letztere von G. de Nerval übersetzt, der auch in der Revue des deux Mondes eine ausführliche Charakteristik Heine's lieferte; besonders gelungen sind in seiner französischen Uebertragung die Nordseebilder.

Der pekuniäre Vortheil, den Heine (ausschließlich seiner Mitarbeiterschaft an der Revue, die in großartigem Maßstabe honorirt) von der französischen Gesammtausgabe seiner Werke zog, war höchst unbedeutend. Ueberhaupt hat man in Deutschland zum Theil eine unrichtige Ansicht von den Honorarverhältnissen in Frankreich. Gewöhnlich ist man splendid seitens der Verleger; wo das Honorar beträchtlicher ausfällt, da wird die Acquisition als Feuilleton eines gelesenen Blattes verwendet; drauf macht man nach erfolgtem Abdrucke in dem Journale ein Buch daraus, und endlich verkauft man das Werk an einen belgischen Buchhändler in Brüssel oder Antwerpen, verwerthet es mithin dreimal. Ueberhaupt honorirt man sehr selten

und dann nur geringe Honorare; das eigentliche Verlagsgeschäft ruht fast gänzlich. Die enormen Honorare, welche oft in Erstaunen setzen, sind entweder durch Subskriptionen der Ministerien gedeckt oder durch sonstige vorgängige Abonnements.

Heine erhielt von dem Verleger der Gesammtausgabe seiner Werke in französischer Sprache, Levy zu Paris, der vor wenigen Jahren noch ein kleines Geschäft, jetzt aber ein stattliches Lokal in der Rue Vivienne besitzt, für jedes verkaufte „Volume" 10 Centimes, die Ausgabe ist stereotypirt; indeß war ihm dieses Honorar Nebensache, da er in französischer Sprache publizirt sein wollte; darum allein und nicht um Geldgewinne war es ihm dabei zu thun. Er wollte eingereiht sein der Literatur Frankreichs und neben dem deutschen auch französischer Schriftsteller sein, da er ein Vierteljahrhundert Frankreich angehört hatte, während er diese lange Reihe von Jahren hindurch — wenn auch fern vom heimatlichen Boden — Deutschland als Schriftsteller treu geblieben, und eine Reihe von deutschen Schriften seinen vaterländischen Schriftstellerruhm vergrößert und befestigt hat.

Was er durch sein Auftreten in der französischen Literatur gewollt, das hat er auch erreicht: ganz Frankreich nahm Kenntniß von seinem neuen Schriftstellerthume, und eine große Zahl Stimmen ließ sich über ihn und seine Schriften in öffentlichen bedeutenden Journalen und kritischen Blättern Frankreichs vernehmen. Drei gewichtige Kritikerstimmen in Paris sprachen sich auf das vortheilhafteste über ihn aus: Taillandier, Gauthiér und Thomas, der Erstere in mehreren Aufsätzen größeren Umfangs in der Revue des deux Mondes, und G. de Nerval lieferte in demselben Journale (vom 15. Sept. 1848) eine dithyrambische Apotheose des „Liederdichters" Heine, woran er eine französische Uebersetzung, des „lyrischen Intermezzo" in Prosa knüpfte. Theophile Gauthiér widmete am Tage nach seinem Hinscheiden ihm im Feuilleton des Moniteur einen Nachruf, dessen Anfang hier seine Stelle finden mag; da daraus (— trotz mehrerer Gegenäußerungen manichfacher Art, besonders in deutschen Blättern*), die vor allem in neuester Zeit

*) Eins dieser Blätter entblödete sich in seinem Vorurtheilskritikasterthum nicht der Aeußerung: „unserm Landsmann

sich das Ziel gesteckt zu haben scheinen, gegen Heine ungerecht zu sein und sich gegen ihn in Tadel aller Art zu ergießen, während sie die kleineren literarischen Götter der deutschen Gegenwart belobräuchern —) deutlich hervorgeht, wie die Stimmung für Heine und die Anerkennung seiner Verdienste sich im Nachbarlande Frankreich gestaltet und befestigt haben; denn der geachtete Feuilletonist des offiziellen Organs Frankreichs — des Moniteurs — würde wahrlich, wäre die Sachlage nicht wirklich eine solche, sich nicht also ausgesprochen haben zum größten Ruhme des hingeschiedenen deutschen Dichters. Gauthiér beginnt seinen letzten Nachrufartikel also:

„Ein Stern erster Größe ist am Himmel der Poesie erloschen, ohne daß die Welt viel darauf geachtet hätte; die Welt hat mehr zu thun, als auf glänzende Meteore zu achten. Heinrich Heine ist gestorben, oder vielmehr die eigensinnige kleine Flamme, die diesen seit acht Jahren auf das Krankenlager hingestreckten gelähmten Körper an der Auflösung verhinderte, ist auf immer

(Heine) sei seine Spekulation auf französische Lorbeern nicht geglückt."

entflohen. — Wohl war er lebendig in seinen Sarg genagelt; aber wenn man an denselben das Ohr legte, so hörte man die Poesie ihre lebensvollen Melodien unter dem Leichentuche singen. Heine ist der größte deutsche Lyriker, und stellt sich ganz naturgemäß neben Goethe und Schiller."

Taillandier hat sich in der mehrgedachten Revue mehrmals und zu verschiedenen Zeiten über ihn kritisch vernehmen lassen, zuerst kurz nach seiner Uebersiedelung nach Paris, im Jahre 1832*), wodurch er Heine gleichsam den Parisern als einen Mitbürger und den Franzosen als neuangekommenen freiwilligen Landsmann vorführte. Mehrmals ergriff er bei Gelegenheit einer literarischen Erscheinung aus Heine's Feder seinen kritischen Griffel, zuletzt im Jahre 1852, wo er in derselben Zeitschrift**), Kritik und Biographie Heine's verbindend, den Dichter wahrhaft feiert. Was überhaupt die französische Kritik über ihn gebracht hat, hat

*) Im Hefte vom 15. Dezbr.

**) Im Hefte vom 1. April, dem auch ein trefflich ausgeführtes, von Gleyne gezeichnetes und von J. François gestochenes Porträt beigefügt ist.

sowohl das Lob zum Gegenstande, welches man ihm wegen seiner in französischer Sprache gebrachten Schriften spendet, als auch dasjenige, welches sie ihm in Anerkennung dessen zuwendet, was die deutsche Poesie ruhmvolles von der Blüthe des Heine'schen Geistes aufzuweisen hat. Die Revue des deux Mondes anerkannte, daß in Heine dem französischen Geiste verwandtes und ähnliches enthalten sei, und nannte ihn deßhalb einmal einen „Voltaire pittoresque et sentimental“; und die Revue ist ein verbreitetes, hochangesehenes pariser Journal und Paris repräsentirt in diesen Dingen das Urtheil von ganz Frankreich, was die Aussprüche des Blattes im Interesse Heine's genügend charakterisirt. G. de Nerval*) überschüttet aber Heine's Namen mit großartigen Lobeserhebungen und Prädikaten, worüber die gegenwärtige deutsche Journalistik die Köpfe gar verwunderlich schüttelt und die Nase rümpft; sie möge indeß in die deutsche Journalwelt früherer Jahre zurückblicken und zuschauen, wie ihre Vorgänger, selbst die ernstesten, u. a. die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, und in ihnen ein

---

*) In der Revue des deux Mondes v. 15. Sept. 1848.

Immermann und Gans und Varnhagen — drei Namen von großer und wichtiger Bedeutung auf dem Felde der Kritik — über Heine in anerkennendster Weise geurtheilt haben. Goethe selbst äußerte sich — nach Eckermann — über Heine in folgender Weise klar und verständig, wie's stets seine Art war: „Es ist nicht zu leugnen, er besitzt manche glänzende Eigenschaften; allein ihm fehlt die — Liebe. Er liebt so wenig seine Leser wie seine Mitpoeten und sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden! Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von ihm gelesen, und sein reiches Talent ist nicht zu verkennen. Allein — wie gesagt — die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht das Talent haben."

Und Friedrich Gentz, eine ganz heterogene Persönlichkeit, sagt in einem Briefe an Rahel (1830) über Heine:

„Wie weit ich es in dieser Lieblingsbeschäftigung, Dichter zu lesen, gebracht habe, werde ich Ihnen an einem Beispiel zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Interesse sein kann. — Im vergangenen Jahre fielen mir die Reisebilder von Heine in die Hände. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich in der politischen Gesinnung des Verfassers die meinige nicht wiederfand; und daß mir überdieß manches Unkorrekte, Ultra-Originelle in dieser Schrift zuwider sein mußte. Nichtsdestoweniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingestreuten Gedichte (nicht alle!) mich im höchsten Grade anzog. Erst vor einigen Tagen entdeckte ich sein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, wovon ein Abschnitt Ihnen gewidmet ist; und früher schon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr, wer? — gesagt oder geschrieben, daß Heine bei Ihnen in besonderer Gnade stehe. Ich entschloß mich daher auch sogleich, diese Lieder zu lesen. — Eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber; und an diesen ergötze ich mich fortwährend, Morgens und Abends;

sie sind meiner heutigen Gemüthsstimmung dergestalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen und versenken kann. — Wenn ich erst wissen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhause reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgesprochene gilt. Vor der Hand begnüge ich mich, auf ein einziges zu deuten; es steht S. 136."

Später schreibt Gentz:

„Noch immer labe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien ist nur Ein Mensch, der mit mir über diese Gedichte völlig sympathisirt, der Major Pr., V. kennt ihn gewiß. Mit diesem bade ich mich Stunden lang in diesen melancholischen süßen Gewässern. Das Gedicht, welches Sie loben, ist mir sogar lieber, als das von Schiller über denselben Gegenstand, so sehr ich dieß auch immer bewundert habe. Selbst die, welche an wirkliche Gotteslästerung streifen (wie Götter-Dämmerung, Fragen u. s. w.) lese ich doch nicht ohne die tiefste Emotion, und klage mich manchmal selbst darüber an, daß ich sie so oft und so gern lese. Solche, wie in dem lyrischen Intermezzo: Nr. XXXII

und XXXVII — möchte ich den ganzen Tag wiederholen hören. In meiner frischesten Jugend war ich nie so auf die Poesie versessen, als heute. Nie würden wir uns besser verstanden haben, und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große schöne Ursach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?" —

Ich komme auf die Anerkennung, welche Heine in Frankreich geworden, zurück: dort hat weder Clicque noch Clacque eine Einwirkung auf das Urtheil über ihn gehabt, während bis hieher — selbst über seine Gruft hinaus — in Deutschland der Leidenschaften Sturm noch tobt und ihre Wogen branden. Hier hat in gewissen Kreisen G. de Nerval's*) bereits oben

*) Eigentlich Labrunier, geb. 1810, endete in einem Anfall von Schwermuth freiwillig im Jahre 1854, bekannt als gründlicher Kenner der schönen Literatur Deutschlands, übersetzte Goethe's Faust, der 3 Auflagen erlebte (1828, 1833, 1840) und gab ein „Choix de Ballades et poésies“ von Goethe, Schiller, Bürger, Klopstock, Schubart, Körner, Uhland 1830, Bürger's Lenore in französischer Bearbeitung 1835 heraus, war einer der beliebtesten und gelesensten pariser Feuilletonisten für fast alle Zeitungen der Hauptstadt und Mitarbeiter an der Revue des deux Mondes; er reiste 1848 durch Deutschland nach dem Orient.

erwähnte Charakteristik Heine's nicht Anklang gefunden; man hat sie — kurz abgefertigt — „bloßes Antithesengeklapper" genannt.

Aber ganz richtig bemerkt A. Stahr, es fänden sich darin neben zahlreichen Ueberschwänglichkeiten auch scharftreffende Züge. So sagt er darin u. a.: „Heine ist grausam und zärtlich, naiv und perfide, skeptisch und gläubig, lyrisch und prosaisch, sentimental und spöttisch, leidenschaftlich und eiskalt, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär zu gleicher Zeit. Er hat alle guten Eigenschaften, und wenn man so will, alle Fehler, die sonst einander ausschließen. Er ist der Mensch der Gegensätze, und das ohne Gewaltsamkeit, durch seine pantheistische Natur, die alle Emotionen empfindet und alle Bilder aufnimmt." Er setzt ganz richtig Heine's Kampfkraft in den unglaublichen Realismus seiner Zeichnung und Darstellung. „Idee und Form — sagt er — identifiziren sich bei ihm vollständig, und niemand besitzt in solchem Maße das Relief und die Farbe. Seine Bilder sehen aus wie die Spiegelungen einer Camera obscura, seine Figuren heben sich ab vom Grunde und wirken durch die Intensität der Illu-

sion ebenso überraschend, wie Porträtbilder, wenn sie aus dem Rahmen träten. Die Worte sind bei ihm nicht Zeichen für die Objekte, sie rufen sie ins Leben. Heine ist halb Franzose, halb Deutscher. Voltaire's schrilles Witzgelächter durchtönt mit einem tiefen, melancholischen Tone auch des Knaben Wunderhorn."

Höchst charakteristisch und treffend zugleich rechtfertigt Nerval in wenigen Worten Heine von einem ihm vielfach und vielseitig gemachten Vorwurf, indem er sagt:

„Man hat oft behauptet, Heine achte nichts, nichts sei ihm heilig. Das ist wahr in dem Sinne, daß er das angreift, was kleine Dichter und kleine Könige vor allem achten, d. h. ihre falsche Größe und ihre falsche Tugend; aber Heine achtet und verschafft Achtung dem wahren Schönen, überall, wo er ihm begegnet." Und von seinem lyrischen Intermezzo sagt der junge französische Kritiker: „Jeder Vers oder jede Strophe ist ein Tropfen purpurnen Blutes, welches dem edlen Herzen des Dichters, von seiner Hand konvulsivisch gepreßt, entfließet, indem er die tödtliche Wunde den Blicken des indifferenten Haufens aussetzt." —

Die Gesammtausgabe seiner Schriften in französischer

Sprache erregte in ihren ersten beiden Bänden in ganz Paris Aufsehen und den äußersten Enthusiasmus unter den jüngeren pariser Literaten; die Feuilletons aller Zeitungen und Blätter begrüßten diese Erscheinung mit dem lautesten Jubel. Ein Artikel aus Paris in Nr. 218 der augsburger allgemeinen Zeitung vom Jahre 1855 enthält darüber das Nähere, und somit war Heine's Ziel erreicht; er hatte neuen Balsam auf die Wunde seiner langen Leiden dadurch gefunden — Sonnenblicke in seine verdüsterte Krankenstube; er gehörte auch Frankreichs gefeierten Schriftstellern an; seine „Lutèce" hatte ihm diese Ehrenstelle allein erworben; ganz Paris drängte sich dahin, sie zu lesen und anzuerkennen.

Auch bei anderen Nationen ist Heine in jüngster Zeit eingebürgert. In Holland ist in diesem Jahre eine Uebersetzung seiner Schriften — Poesie wie Prosa — erschienen*), und in Philadelphia eine Uebertragung seiner Reisebilder in englischer Sprache**); während

*) H. Heine Poezy en Proza door A. van der Hoop. I. deel. Schiedam: Roelants 1856.

**) Pictures of Travel. Translated by C. Leland 1856.

ebendaselbst zwei deutsche Ausgaben seiner sämmtlichen Schriften (bei F. W. Thomas und bei J. Weik 1855) erschienen. Die letztere Ausgabe war auf 26 Lieferungen berechnet, jede zum Preise von 25 Cents; sie enthält zudem mehrere Produktionen von Heine, welche in Zeitungen und periodischen Schriften zerstreut gestanden und bis dahin nicht gesammelt herausgegeben worden sind.

Zum Schlusse, und bevor wir zu Heine's Leben während seines langen Siechthums übergehen, liegt dem Lebensschilderer noch ob, sich auf ein Gebiet hinauszuwagen, welches von ihm hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, weil man von gewissen Kreisen aus sich gemüssigt gesehen hat, dasselbe für prinzipielleinseitige Zwecke auszubeuten, theilweise mit wahrhaft kannibalischer Wollust das Richteramt der Verketzerung gegen ihn zu üben und das Anathema auszusprechen. Man hat alle Perioden seines Lebens hindurch von dieser Verfolgung nicht nachgelassen; von seinem ersten Auftreten an, während seines Schmerzenslagers, ja selbst als er das Auge geschlossen hatte, über das Grab hinaus, hat jenes Harpyengezücht nicht geruht und gerastet. —

Jene Richtung in gewissen Kreisen unserer Zeit, die sich selbst „die fromme“ bezeichnend nennt, weil sonst niemand ihr diesen Namen beilegt, die aber den Schalk im Nacken trägt und den Mantel des Luges und Truges umgehangen, Busen und Schultern des anderen Geschlechts verhüllt wissen will, jedoch verstohlen und lüstern hinschielt, die Hände faltet, mit den Lippen wispelt und den Kopf himmelwärts richtet; die den Splitter im Auge des Nächsten achtet, aber den eigenen Balken nicht sieht: hat sich splitterrichtend angelegen sein lassen, sich um Heine's Glauben und Rechtgläubigkeit zu kümmern und ihn vor aller Welt in öffentlichen Blättern vor ihr Ketzergericht zu ziehen. Wie die berliner Muckerzeitung ihren Stab längst über die größten Geister unserer Nation gebrochen und vor ihr ein Goethe und Schiller keine Gerechtigkeit gefunden, also ist es auch Heine ergangen; er hat sich darüber getröstet, daß er das gleiche Geschick, dieselben Anfeindungen mit jenen hat theilen müssen. Indeß ist dieses Zelotenthum über ihn mit noch eifrigerer Rigorosität, mit noch maßloserer Heftigkeit wahrhaft hyänenartig hergefallen: und daran war der „Jude“

Schuld. War es aber seine Schuld, als Israelit geboren zu sein?! —

Es hat sich der blödsichtigste Pietismus in Verläumdungen und Vorwürfen gegen ihn gleichsam erschöpft, ihm gegenüber Voltaire als engelhaft dargestellt, da er diesen an „Schmutz, Grimasse und witzigem Teufelsdreck überbiete“; ja — einer seiner Jugendfreunde von der Universität her — ich mag keinen Namen nennen — hat von ihm drucken lassen: „Wie der Spötter Arouet schändet er nicht nur, was lebt, auch mit dem, was todt und ehrwürdig, treibt er noch seine Unzucht; durch das Evangelium ist die Welt ein Gottesgarten, mit den heine'schen Lehren würde sie ein großes Bordell.“ Er wirft ihm „bissigen Spott, Bonmot, Persiflage, Gift der Gesinnung unter Blumen schöner Worte“ vor, und wie „seine religiösen Ansichten perfid, so seien seine literarischen parteiisch“. —

Ich werfe mich nicht zum Vertheidiger des bei seinem Leben wie nach seinem Tode vielfach Verlästerten auf, indem die Ansicht bei mir zur Ueberzeugung geworden, daß niemand auf der Erde berufen ist zum Kritiker des Glaubens und der Glaubensansichten des

Nächsten, viel weniger zum Lästerer und Ketzerrichter konfessioneller Scheidungen wie individueller Gedanken und Meinungen in Glaubenssachen. Das ist eines Jeden ausschließlich eigene Angelegenheit, deren Ordnung ihm allein obliegt ohne irgendeine Einmischung eines Anderen. Verruchte Hände aber waren es, die nicht abließen wider ihn und zur Feder griffen, als er, auf das Leidenslager von schwerer Krankheit niedergeworfen, hilflos dalag, um ihn auch da noch zu verunglimpfen und zu begeifern. „Es scheint, der liebe Herrgott macht Experimente mit mir; ich wünschte, er hätte dazu einen Anderen sich auserseheṅ“— sagte er geistesstark noch kurz vor seinem Ende. Und als ein Freund, der ihn besuchte, sich seines „Wiederhinwendens zum Glauben und zu Gott“ freute, erwiderte er: „Er wird mir verzeihen, denn das ist sein Metier.“

Ich glaubte, auch diese Glaubenskritik, der man Heine unterworfen hat, berühren zu müssen, ohne sie in irgendeiner Richtung hin auszubeuten, sondern sie bloß zu erwähnen. Eine Zeitepoche wie die unserige, die in gewissen und weitausgedehnten Kreisen alles mit der Elle des positiven Glaubens mißt, Talent und

Genie nach ihren beschränkten Satzungen und Normen engherzig beurtheilt und ihnen Bahn und Wirkungskreis nur eröffnet, wenn sie sich ihrer Richtung gleichsam zu akklimatisiren wissen, sie aber von sich weist, wenn sie sich in ihre spanischen Schnürstiefel nicht einzwängen lassen, ist gewiß und wahrhaftig nicht geeignet und berufen zu unparteiischem Urtheil; sie übt voll Vorurtheil und nach vorgefaßter Meinung nur ein Gericht, wie es die ebenso korrumpirte Zeit der Hexen-, Ketzer- und Inquisitionsprozesse geübt; sie baute ebenso gern wie jene wiederum Holzstöße und Scheiterhaufen, um ihren Urtheilssprüchen der Verdammniß durch Flammenexekution das fehlende Ansehen und reichhaltigen Effekt zu verschaffen, uneingedenk der „Liebe", die der große Stifter des Christenthums und seine Lehre verkündeten.

Als Mensch dem Nebenmenschen gegenüber lebte Heine bis zum letzten Todesröcheln seiner Brust als ein wahrer Christ, helfend, wo immer er konnte: Züge seiner Menschenfreundlichkeit, der Sanftmuth seines Charakters, echter wahrer Freundschaft, inniger Kindesliebe sind mehr als zur Genüge bekannt

geworden, und kein rigoroser Eiferer hat es gewagt, in dieser Hinsicht einen Stein aufzuheben; man hat seine guten Eigenschaften, deren ihm so viele eigen waren und womit er so reich ausgestattet war, mit — Stillschweigen übergangen, während man mit Ungestüm und Lärm sonst über ihn hergefallen ist. Die über ihn zu Gericht gesessen, standen ihm fern; sie haben ihn nie durch eigene Anschauung und durch Zusammenleben mit ihm kennen gelernt. —

Hören wir ihn schließlich aus seinem 1851 verfaßten Testamente kennen; er sagt darin:

„Ich verbiete, nach meinem Tode meinen Körper einer Autopsie zu unterwerfen, und da meine Krankheit oft einem starrartigen Zustande glich, so soll man mir vor der Beerdigung eine Ader öffnen... Ich wünsche, daß mein Leichengang so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Bestattung die eines gewöhnlichen Bürgers nicht übersteigen. Obwohl ich zur lutherischen Kirche gehöre, wünsche ich nicht, daß ein Geistlicher derselben meiner Leiche folge; auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung zur Feier meines Leichenbegängnisses.

„Dieser Wunsch ist keineswegs aus dem schwachen Willen eines Freigeistes hervorgegangen; vielmehr habe ich seit 4 Jahren allen philosophischen Stolz abgelegt und mich wieder religiösen Ideen zugewandt. Ich sterbe mit dem Glauben an Einen ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Werken oft von heiligen Dingen respektlos gesprochen zu haben; aber ich wurde hierbei weit mehr von dem Zeitgeiste fortgerissen, als von dem eigenen Triebe. Wenn ich ohne mein Wissen die guten Sitten und die Moral beleidigt, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, so bitte ich Dich, mein Gott, und die Menschen um Verzeihung! Ich verbiete, daß an meinem Grabe eine Rede, sei es deutsch oder französisch, gehalten werde. Gleichzeitig erkläre ich, es sei nicht mein Wunsch, daß meine irdischen Ueberreste nach Deutschland gebracht werden. Die große Aufgabe meines Lebens war das Bestreben, ein herzliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen." —

Gehen wir zu den letzten Lebens- und Leidensjahren Heine's über; schwere Prüfungen wurden ihm beschieden;

er hat sie mit einer Kraft ertragen, wie sie selten ist unter Millionen: seine Geisteskraft blieb ungeschwächt und aufgerichtet unter der Folterqual seiner Leiden.

Das Jahr 1847 war das verhängnißvollste, unseligste im Leben Heine's, indem er plötzlich von einer Krankheit befallen ward, die sich als unheilbar bald herausstellte, durch die Bemühungen seines ausgezeichneten Arztes, des Dr. Gruby, aber im Laufe der Zeit derartig für den Leidenden gehoben und erleichtert wurde, daß ihm, der anfangs am ganzen Körper gelähmt und des Augenlichtes beraubt war, durch ärztliche Kunst die Bewegung der Arme wie das Gesicht wiedergegeben wurden. Hören wir zunächst über die Krankheit und ihren Verlauf den Kranken selbst, der einigemal selbst Veranlassung nahm, in Briefen an Freunde, und sogar einmal in einer Veröffentlichung an das Publikum, sich darüber auszusprechen.

Als er auf den Rath seines Hausarztes die Bäder von Baréges im Pyrenäengebirge besuchte, schrieb er von dort an seinen Freund und Verleger Campe im Okt. 1846 darüber, indem er gleich dem Merkutio selbst angesichts des Todes noch nicht seinen Humor verlor.

„Meine Meinung, hinsichtlich meiner Krankheit, geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, das geht mich nicht an, das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewußtsein ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare; das Sterben ist etwas schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube. Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu andern Zeiten hätte ich darüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der allg. Zeitung, der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet. Daß

ich Ihnen den Troll noch nicht geschickt, ist wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeschichten hatten mir alle gute Laune geraubt, und die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich so auszurüsten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, schnell fördern und werde es bei meiner Ankunft in Paris schnell vornehmen. Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter, wie in den Tagen meines Glücks." —

Wenig gestärkt kehrte er aus den Bädern zurück, ohne daß er sich jedoch durch seinen fortwährend sehr beunruhigenden Zustand in Zimmer und Bett bannen oder seine heitere Laune sich ganz von den Leiden des Körpers rauben ließ. Seit dem Herbste 1847 war er aber fortdauernd ans Bett gefesselt, während er in demselben wiederum sehend die Feder führen und zu den manichfaltigsten literarischen Arbeiten wie zu poetischer Produktion geschickt war. Journalistengeschwätz in deutschen Blättern, besonders von solchen deutscher Touristen ausgehend, die nach Paris gekommen und ihn besucht hatten — denn er ließ fast jeden vor sein Krankenlager treten, der sich bei ihm anmeldete — veranlaßten ihn

unterm 15. April 1849 eine öffentliche Erklärung in die augsburger Zeitung rücken zu lassen, des Inhalts:

„Deutsche Blätter, namentlich die berliner Zeitungen, haben über meinen Gesundheitszustand, sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt), oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisirt, zu leiden pflegt; ob sie ein französisches ramollissement de la moelle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht — so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor 25 Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres

mußte ich mich zu Bette legen und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen: — ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe“, wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. 2, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus vergeblich, während man meinem Collegen Nr. 1. den Titel eines großherzoglich-weimarischen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelt — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! Soviel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der obenerwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armuth und sie sind von ganz besonders irrthümlichen Annahmen befangen, als habe sich meine Lage dadurch nur noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim

Salomon Heine genossen, seit dem Ableben desselben entzogen oder vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesis dieses Irrthums nicht befassen, Erörterungen vermeidend, die ebenso kummervoll für mich, wie langweilig für andere sein möchten. Aber dem Irrthum selbst muß ich mit Bestimmtheit entgegentreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimat beunruhige, die just das edelste Gemüth träfe, das jemals sich mit schweigendem Stolze in einer Menschenbrust verschlossen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Besprechung persönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemessen, folgende Thatsachen hier vorzustellen. Die in Rede stehende Pension ist mir seit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und sie wurde immer richtig, bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Der Verwandte, der mit diesen Auszahlungen belastet, hat mir, seitdem sich mein Krankheitszustand verschlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen lassen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Der-

selbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunsten des viel theuren Weibes, das mit mir ihre irdische Stütze verliert, auch die bitterste aller Sorgen von meinem Krankenlager verscheucht. — Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch mitunter sehr fehlerhaft adressirten Zuschriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigem Geständnisse ihre Erledigung finden. — Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!"

Ueber seine langjährigen Leiden lasse ich Augenzeugen reden. Elise von Hohenhausen, welche ihn in Paris besuchte, schrieb:

„Es war ein wunderschöner Tag gewesen, das Abendroth färbte den klaren Himmel schon winterlich zur Nachmittagsstunde, die aber in Paris natürlich Vormittag heißt, als wir bei Heine vorgelassen wurden. Der Anblick seiner Leiden war weniger erschütternd, als wir gefürchtet hatten; die Krankheit hat sein Gesicht durchaus nicht entstellt, sondern es bis zum höchsten Grade vergeistigt. Das Bild, welches ihn auf dem Krankenbette darstellt, ist ähnlich; nur ist sein Gesicht noch schmaler und leidender. Sein Aeußeres hat sich

eigentlich sehr wenig verändert, er gleicht noch vollkommen seiner Jugend-Erscheinung, wie wir ihn vor beinahe dreißig Jahren in Berlin gesehen hatten. Nur das Haar war damals von hellerem Blond und der Bart noch nicht vorhanden. In der Zwischenzeit dieser langen Jahre soll er einmal beinahe unförmlich stark gewesen sein, wie er versichert; die Annäherung des traurigen Rückenmarkleidens hat aber bald seine Glieder abgezehrt. Die Beine und Füße sind ganz kraftlos und krampfhaft verkrümmt durch die unerträglichsten Nervenschmerzen. Seit fünf Jahren kann er das Zimmer nicht mehr verlassen und vertauscht nur auf einige Stunden das Bett mit dem Lehnsessel. Opium ist seine tägliche Nahrung und allein im Stande, ihm die Qualen erträglich zu machen. Es ist wahrhaft staunenswerth, daß eine Krankheit, die ihren Sitz in den feinsten Nervengeflechten hat, nicht zerstörend auf die Organe des Geistes zu wirken vermochte. Wir sollten bei Heine den glänzendsten Beweis davon erhalten.

„Er hatte einen seiner schlimmsten Tage und schon zum zweitenmale Opium genommen. Schwach und

klagend empfing er uns in seinem Bett, das gegen die Einwirkung von Zugluft und Licht von einem grünen Schirm umstellt war. Er versicherte, völlig unfähig zum Sprechen zu sein, und bat uns, unseren Besuch doch ja am folgenden Tage zu wiederholen. Dennoch that er einige rasche, lebhafte Fragen, die ein Gespräch anknüpften, das ihn erheiterte. Seine Stimme wurde nach und nach kräftiger; er lachte, er sprach mit der unvergleichlichen Mischung von Scherz und Ernst, die ihn zum Schöpfer des poetischen Humors in Deutschland gemacht hat. Wer mit geschlossenen Augen ihm zuhörte, mußte ihn für ferngesund halten. Ein einziger Moment der Anregung hatte genügt, daß der Geist sich, trotz der Schmerzensbande des Körpers, in ungeschwächter Kraft entfaltete. Die Erinnerung an die Vergangenheit, an seine Jugend, an das gute Berlin vor dreißig Jahren, erfreute ihn ganz besonders.

„Traurig wurden wir daran gemahnt; der Kontrast seines früheren Lebens mit dem jetzigen Leidenszustand drängte sich zu peinlich auf. Dabei ist seine Wohnung nach deutschen kleinstädtischen Begriffen sehr düster und

beschränkt; sie liegt zwei Treppen hoch und geht nach dem Hofe, was in Paris indessen als ein Vorzug betrachtet wird; der Straßenlärm ist allerdings gedämpft durch die hohen Mauern. Aber es ist doch gar zu traurig, daß der kranke Dichter nie den belebenden Hauch eines frischen Luftzugs empfinden kann in diesem steinernen Viereck, daß kein Frühlingsgetön, kein Vogelgezwitscher, kein Säuseln grüner Bäume dringen kann zu dem Sänger des Lenzes, um ihn zu erquicken in seiner traurigen Blindheit und Hilfslosigkeit. Ein Transport ins Freie ist bei den engen hohen Treppen fast eine Unmöglichkeit, und Heine hat ihn noch nie gewagt. Bei ausbrechender Feuersgefahr wäre deßhalb auch eine Rettung kaum zu bewirken. Kurz, diese gefängnißartige Wohnung erschien uns wie eine traurige Vermehrung seiner Leiden. Wir redeten ihm zu, sie womöglich mit einer Parterrewohnung zu vertauschen, oder nach Deutschland zu kommen, um das Bad Deynhausen in Westfalen zu gebrauchen, das Wunder thun soll bei Rückenmarksleiden und wo wenigstens seine Leidensgefährten in Rollstühlen die frische Luft und erheiternde Geselligkeit genießen können. Nur fürchtete

er die Schwierigkeit der Reise und daß seine Frau in einem kleinen deutschen Bade als Pariserin sich unglücklich fühlen würde. Die Rücksicht, welche er stets für diese zeigt, und die Dankbarkeit, wovon sein Mund für sie überfließt, sind untrügliche Beweise für ihre Pflichttreue und aufopfernde Pflege. Heine bezeichnete sie als den Gegenstand einer romantischen Neigung, der nach fünfzehnjähriger Ehe noch immer das Ideal der Weiblichkeit für ihn geblieben sei. Sein unvergleichlich schönes Gedicht im Romancero, an Mathilde, hat ihr ein dauerndes Denkmal gestiftet.

„Diese liebevolle Gattin und die Tröstungen der Religion sind die Engel, welche an seinem Schmerzenslager stehen. Man hat es fast zu einer Streitfrage gemacht, ob Heine den letzteren zugänglich sei oder in der sarkastischen Auffassung seiner muthwilligen Jugendlaune verharre. Er sagte darüber wörtlich: „Mir erging es wie dem verarmten Manne, der alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergessenen unbeachteten Schubfache seines Geldschranks noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verlust des unschätzbaren Gutes, der Ge-

sundheit, bankerott geworden an allem irdischen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte, ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden.“ Daß er dieses Geständniß nur denen macht, auf deren Sympathie er rechnen kann, ist ein Zeichen, daß auch ihm die edle Scheu eigen ist, von heiligen Dingen nicht vor profanen Ohren zu reden. Auch ist er, trotz seiner Kränklichkeit, noch immer ein zu höflicher und liebenswürdiger Wirth, um seinen Besuchen durch direkten Widerspruch entgegenzutreten. Daher die verschiedenen Auslegungen seiner Ansichten, wie sie noch kürzlich mit einem gewissen Triumph unter das Publikum gebracht worden sind. Den Gewissenszwang der Ungläubigen hat Heine aber noch entschiedener von sich gewiesen, als den der Gläubigen, die denn doch wenigstens eine gute Absicht mit ihm hätten und nicht, wie die anderen, ihrem eigenen Hochmuth und Geistesdünkel mit seiner erschlichenen Beistimmung schmeicheln wollten.

„Mit Wehmuth schieden wir von dem kranken Dichter; er hob mit der Hand das gelähmte Lid von dem einen Auge, das noch etwas Sehkraft besitzt, um uns einen

Abschiedsblick nachzusenden, und reichte uns die bleichen, feinen Wachshände. Der letzte Schimmer des Abendrothes warf einen Verklärungsschein über das Schmerzenslager; es schien der Nimbus der Poesie zu sein, der einem Lieblingsdichter Deutschlands gebührt."

„Was macht Heine?" sagt der Komponist und Musikdirektor Hiller von Köln in einem Feuilletonartikel aus Paris in der kölnischen Zeitung — „das ist eine Frage, die nie öfter gethan worden, als seitdem man den berühmten Dichter von schweren Leiden heimgesucht weiß — seine Freunde und Gegner begegnen sich jetzt in ihrer Theilnahme. Es ist freilich nichts günstiger für einen hervorragenden Menschen, als wenn es ihm schlecht geht — höchstens zu sterben dürfte noch vortheilhafter sein. Wenn indeß Voltaire ein Jahrhundert seiner Unsterblichkeit gegen eine bessere Verdauung gern eingetauscht hätte, dann weiß ich nicht, wie viele dergleichen der arme Heine zu geben versucht sein könnte, um sein Krankenlager verlassen zu dürfen. Seit zwei Jahren ist er ununterbrochen an dasselbe gefesselt, und kaum ist irgend eine Hoffnung da, es werde je auch nur eine geringe Besserung in seinem Zustande eintreten.

Ist aber der Körper fast gänzlich gelähmt, so ist dem Geiste die vollkommenste Schwungkraft geblieben — ist der erstere in die enge Schlafstube gebannt, so tummelt sich der letztere frei umher, auf allen Gebieten des Gedankens. Und nicht allein das — große und kleine Begebenheiten, große und kleine Persönlichkeiten nehmen das Interesse des humoristischen Poeten nach wie vor in Anspruch, und von allen möglichen Erscheinungen in der Kunst wie im Leben nimmt er Notiz. Als ich an seinem Bette saß und er mir abwechselnd sprach vom lieben Gott und von Meyerbeer, vom König von Preußen und von mir selber, vom frankfurter Parlament und von seinen Gedichten, da war mir's zuweilen, als flanirte ich wie vor fünfzehn Jahren mit ihm auf dem Boulevard des Italiens herum. Aber abgesehen von dem mich aus solchem Traume reißenden Anblicke dessen, was mich umgab, kamen zuweilen auch Klagen auf die Lippen des Leidenden, zu welchen der früher so gesunde, das Leben so reichlich genießende Mann damals keine Veranlassung hatte. Doch auch dann, wenn er von seiner Krankheit, von seiner hoffnungslosen Zukunft spricht, zeugen die Ruhe, die Resignation seiner

Worte von einer riesigen psychischen Kraft. Und was diese Unversehrtheit des heine'schen Geistes vollends beweist, ist die starke Dosis von — wie soll ich es nennen? — von Schalkhaftigkeit, die seinen Urtheilen über Große und Geringe, über Freund und Feind beigegeben ist. Er gehört noch immer mehr oder weniger zu den Geistern, die verneinen — aber wir wissen ja zu unserer Beruhigung aus Goethe's Faust, daß dieselben im Himmel gar nicht so übel angeschrieben sind. Zu einem Schlusse auf die Ansichten, zu welchen unser Dichter jetzt in Bezug auf die höchsten Dinge gelangt ist, will ich übrigens hiermit durchaus keine Veranlassung gegeben haben — ich weiß nicht, was er glaubt — aber wenn ich auch glaube, daß er es weiß, so glaube ich doch nicht, daß er so leicht hierüber irgend jemandem ganz reinen Wein einschenkt.

„Heine's Züge sind interessanter, man könnte fast sagen, schöner geworden, als sie je gewesen. Die eingefallenen Wangen lassen das edle Oval des Kopfes, so wie die feingeschnittene Nase traurig klar hervortreten. Die Augen sind geschlossen, nur das rechte kann er zum Sehen benutzen, wenn er das müde, darüber hinfallende

Augenlid mit den Fingern in die Höhe hebt. Der ziemlich kurz abgeschnittene dunkle Bart bedeckt das Kinn; selbst über die Bekleidung des mächtigen Schädels haben Zeit und Leiden keine Gewalt ausgeübt, denn die Haare sind braun und dicht wie ehemals. Wahrhaft idealisch schön ist die weiße, schlanke Hand geworden; sie gehört nach der Eintheilung von Carus gewiß ganz und gar in die Klasse der rein psychischen. Leider sind alle diese poetischen Dinge allzu elegischer Natur, und man muß dem kranken Poeten, wenn man ihm wohl will, seine Pausbacken und seinen behäbigen Embonpoint zurückwünschen, welche ihn ja nie verhindert haben, die duftigsten Lieder zu dichten."

Der leider zu früh ruhenden Feder Max Waldau's verdanken wir ein humoristisches Genrebildchen, welches uns Heine's und seines Verlegers Campe Zusammentreffen schildert, indem er erzählt:

„Ein überaus behäbig aussehender, wohlbeleibter, fest auftretender Mann, mit einem runden Kopfe, sehr expressiven Augen, weißem, sorgfältig geknüpftem Halstuche, hoch herauf geknöpftem Rocke und absonderlichem Hute steuerte kürzlich vom Hôtel Valois nach Heine's

Wohnung. Der Mann war nicht jung, er hatte stark gebleichtes Haar, aber trotz dessen ein frisches, runzelfreies Gesicht und große Beweglichkeit, so daß er mühelos die Etage erreichte.

Er zog die Schelle. Ein Mädchen erschien.

„Je voudrais bien parler à Monsieur Heine.“

„Ah, Monsieur est si malade, il ne peut pas parler à personne. Impossible, Monsieur, de vous annoncer.“

„Mademoiselle, il n'y aura jamais de règle sans exception.... Ayez la complaisance de lui présenter ma carte.“ — —

„Entrez, Monsieur.“

Die Thür ging auf. Zwischen dieser Treppenthüre und einer zweiten war ein Korridor, der sich mit einem Schritte durchmessen ließ. Dieser kleine Raum bedeutete im Augenblicke eine Reihe von Jahren, er bedeutete einen Sprung vom höchsten Wohlbefinden und heitersten Lebensgenusse, von jenem ausgelassenen, allzeit fertigen und nie sein Ziel verfehlenden Witze, welcher Heine auszeichnet, zu all dem Jammer, zu der Nieder=

geschlagenheit und dem Gesinnungswechsel, die seit drei Jahren die Feuilletonisten beschäftigten.

Der Schritt ward gethan.

Der Kranke hatte sich auf seinem Lager halb aufgerichtet und streckte dem Eintretenden die Rechte entgegen, während er mit den Fingern der linken Hand das gelähmte Augenlid hob. Die Hand faßte sich warm und völlig normal an, sie war nicht einmal magerer als sonst. Heine schien lange nicht so krank, als man ihn geschildert.

„Nun, das ist brav von Ihnen," sagte er, „brav, lieber Campe, daß Sie endlich einmal kommen." Und der Dichter schüttelte seinem Verleger, den er im Wintermärchen so köstlich besungen, herzlich die Hand.

Campe hatte sich einer Sündflut von Grüßen zu entledigen und ebenso viele Fragen des „Todtkranken" zu beantworten, der immer lebhafter und gemüthlicher wurde.

„Und meine Mutter, was macht meine Mutter?" fragte er wiederholt.

Es gibt Leute, denen diese Anhänglichkeit des „herzlosen Spötters" ein arges Dementi gibt; es gibt

deren freilich auch, die womöglich nicht begreifen können, wie der Verfasser des Salon überhaupt — eine Mutter haben kann.

Stunden belebtesten Gedankenaustausches gingen darüber hin, und jede neue Wendung zeigte, daß Heine nicht allein vollständig Herr seiner Denkkraft sei, sondern auch, daß seine Körperschwäche — wir sagen nicht: seine körperlichen Leiden — von den Touristen überschätzt worden ist. Er ist nur in einem Punkte verändert, und diese Veränderung gereicht nicht zu seinem Nachtheile. Alle, die früher mit ihm in Berührung kamen, beklagten sich über eine gewisse Unstätheit, er war nicht zu fixiren, er sprang hastig von einem Gegenstande zum andern über, während er sich jetzt gern in jedes Thema versenkt, das Interesse bietet. Er hat also eher ein hohes Stadium männlicher Reife erreicht, als seine Mannheit durch Konzessionen an den Glauben eingebüßt. Auch seine alte Weise, Scherz an Scherz zu reihen und Witz auf Witz folgen zu lassen, hat er behalten; er spricht fast nur in Pointen. Campe, der ihn durch langjährigen Verkehr hinlänglich kennt, hütete sich auch wohl, der nervösen Reizbarkeit des

Dichters Stoff und Halt zu geben. Er behandelte den Mann wie einen Gesunden, und hatte denn auch einen Gesunden vor sich, so weit eine Rückenmarkslähmung irgend erlaubt.

Man kann sich einen Begriff von der Art dieser, eine Woche lang täglich fortgesetzten Unterhaltung machen, wenn man hört, wie der Verleger dem Dichter ein neues Manuskript ablockte.

„Sie arbeiten viel," sagt Campe; „wo fort und fort gearbeitet wird, muß doch endlich etwas zum Abschluß fertig werden. In Deutschland haben wir zur Zeit den Haussuchungsrummel, ich will doch sehen, ob in Paris bei Heinrich Heine eine Haussuchung kein Resultat liefert."

„Scelerate Casca, quid moliris? Wissen Sie, daß ich seit Jahr und Tag nur am Ruine des „Buches der Lieder" arbeite?"

„Daran wären Sie nicht mehr betheiligt als ich, der ich das Buch der Lieder erst habe stereotypiren lassen und es eben erst in reichster Ausstattung ausgegeben habe. Indeß würde mir das Gelingen dieses neuen

Planes doch Freude machen und wahrscheinlich den Ausfall decken. Also kurzen Prozeß: Her damit!"

„Ja, einen neuen Band Gedichte können Sie haben, aber Sie müssen mir ihn heillos bezahlen, denn..."

„Wenn Sie die Saiten zu stramm spannen, mögen Sie Ihr Papier behalten, man kann auch Gold zu theuer kaufen."

Die Szene endete damit, daß Heine lachend ausrief: „So viel hat der große klassische Goethe in seinem ganzen Leben nicht für all seine Gedichte bekommen! Und ich armer, kranker Mensch, der ich keine Excellenz bin, michle hier auf dem Bette einen alten Fuchs so glorios an!" —

Adolf Stahr hat gleichfalls über die Leidenstage Heine's berichtet; er besuchte ihn zuletzt im October 1855. — „Ich traf ihn," erzählt er, „genau in demselben Zustande, wie ich ihn vor fünf Jahren zum letztenmale gesehen hatte. Ich fand ihn auf einer niedrigen Coupette liegend, einen Bleistift und eine Schreibmappe vor sich; denn er hatte, wie er sagte, den Versuch gemacht, bei der Erkrankung seines Sekre-

tärs selbst etwas zu schreiben. Sein Aussehen war im Ganzen scheinbar wenig verändert. Er äußerte herzliche Freude, mich wieder zu sehen. „Ihnen muß es märchenhaft vorkommen, daß Sie mich noch am Leben treffen," sagte er; „ist es mir doch zuweilen, als löge ich mir selber damit etwas vor, wenn ich aus meinem Opiumschlafe aufwache und mich noch in einer Stube wiederfinde."

„Aber glauben Sie nur," fuhr er fort, ohne meine banale Entgegnung: daß ich ihn eigentlich besser aussehend fände, als vor fünf Jahren, zu beachten, „glauben Sie nur, das nächstemal finden Sie mich nicht mehr! Es wäre auch allzu langweilig für meine Freunde; es gehört eine Theilnahme von Kautschuk dazu, um solche Ausdehnung auszuhalten!" Er erzählte dann von seinem Umzuge in die neue Wohnung, die er sich auswählen lassen, weil sie die Möglichkeit gewährte, ihn in guten Stunden auf dem breiten, mit einer Marquise überdachten, und durch Tapetenwände vor Zug geschützten Balkon, auf einem eigens dazu bereiteten niedrigen Lager, frische Luft und Sonnenschein genießen zu lassen, und hieß mich hinaustreten,

um mich der Aussicht auf die grünen Bäume und das ferne Leben der Elysäischen Felder zu erfreuen. Als ich beides nach Gebühr lobte, bemerkte er: „Sie können nicht wissen, wie mir zu Muthe war, als ich nach so vielen Jahren von da aus zum erstenmale wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolin-Röcken seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baume stand und ....! Da machte ich das Glas zu; ich wollte nichts mehr sehen — denn ich beneidete den Hund!"

Die Wärterin kam, ihm einen Trank zu reichen, und trug ihn dann, wie man ein Kind trägt, auf den Händen, von der niedrigen Coupette, auf welcher ich ihn hingestreckt gefunden, wieder in sein Bett zurück. Er hatte unterdessen das Gespräch auf Deutschland gebracht und sich über die Angriffe beklagt, die er in letzter Zeit dort erfahren habe, wofür ihn, seiner Aus-

sage nach, die Erfolge entschädigten und trösteten, die seine Sachen in der französischen Uebersetzung in Frankreich davontrügen, und bemerkte schließlich mit seinem eigenthümlichen leisen und heimlichen Lachen: „Während meine Freunde mich in Deutschland prügeln, trägt man mich in Frankreich auf Händen. Sie sahen es ja eben!“ — Ich gab ihm zu, daß seine „Lutetia“ viel Anstoß erregt habe, und nicht ohne Grund. Er unterbrach mich mit den Worten: „Ah, ich weiß, ich weiß, bei Ihnen auch! Man hat es mir geschrieben. Aber bei Ihnen kann ich das nachsehen. Sie sind ehrlich als Freund und Feind; und dann hat man es Sie ja auch, wie ich gehört habe, im lieben Vaterlande entgelten lassen, daß sie mich einmal gelobt und als den Vorboten Aristophanes' qualifizirt haben. Und doch bin ich gerade ein so guter Aristophanes, wie ihn die heutigen Athener verlangen können, und ich glaube, bei dieser Vergleichung komme wenigstens ich nicht zu kurz!“

Nerval's unglückliches Ende durch Selbstmord hat Heine'n, wie er selbst gestand, als der schwerste Schlag getroffen. „Er war mir ein Freund, wie ich seit 25

Jahren in Frankreich keinen besessen. Ich glaubte nicht, daß ich seinen Verlust so lange überleben würde!"

Im ganzen fand ich ihn denn doch viel leidender, als vor fünf Jahren, und seine produktive Kraft im Gespräche nicht mehr so unablässig sprudelnd als sonst. Ein furchtbarer Husten, der sich seit einiger Zeit eingestellt hatte, unterbrach oft unsere Unterhaltungen mit so entsetzlichen Anfällen, daß ich ein paarmal glaubte, der Unglückliche müsse ersticken. Wenn wir aber in solchen Augenblicken uns entfernen wollten, so winkte er uns mitten in dem konvulsivischen Ringen heftig mit der Hand, zu bleiben; und während wir es für unmöglich hielten, daß nach einem solchen Anfalle die durchschütterte Brust noch Kraft zu einem Worte behalten haben könnte, nahm er schneller, als wir glaubten, das unterbrochene Gespräch wieder auf. Sein Humor verließ ihn selbst bei dieser Steigerung seiner Leiden nicht. Man erzählte uns, daß er nach den ersten dieser Anfälle einmal seinen Arzt gefragt, ob diese Anfälle nicht seinen Tod beschleunigen würden. Als der Arzt dieß verneinte, erwiderte er: „Sagen Sie das wenigstens nicht meiner Frau; sie hat so schon genug

zu leiden." Als der Arzt seine Brust untersuchte und ihn dabei fragte: Pouvez-vous siffler? antwortete er: Hélas, non! pas même les pièces de Monsieur Scribe!

Ueber die gegenwärtigen Zustände Frankreichs und der französischen Welt äußerte er sich mit merkwürdiger Bestimmtheit. „Es hilft alles nichts," sagte er einmal, „die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß diese letzte grandiöse Komödie aufzuführen erlaubt hat? — Wenn ihn die Kommunisten auch heute noch verleugnen, Er weiß besser als sie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo sie an ihn glauben lernen werden." —

Auch Dr. Schlesinger veröffentlichte Erinnerungen an Heine aus der Zeit seines Krankenlagers, welche darthun, wie kräftig sein Geist den Körperqualen widerstand und wie er im jahrelangen Todeskampfe solche energische Kraft über den zum Schatten hingeschwundenen, zur Hälfte fast erstorbenen Leib bewahrt hatte. Schlesinger erzählt:

„Es war am 24. August 1855, als ich Heine zum letztenmale sah. Er war von heftigen Schmerzen, die vom Rückenmark ausstrahlten, durchwühlt. Nachdem er bereits 2 Gran Morphium ohne Erfolg genommen, rieth ich ihm, gegen die gleichzeitigen und schmerzbetäubenden Anfälle von Ischias, Waschungen mit Schwefeläther. Heine erwiderte: „Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmusik der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden in der Exposition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten." —

Am 16. Februar diktirte Heine im Vorgefühl seines Todes seine letzten Anordnungen in Betreff seiner Bestattung, sich nochmals, wie in seinem früher verfaßten Testamente, jede Feierlichkeit wie jede Zeremonie verbittend. Er starb nicht nur bei vollem Bewußtsein, sondern er hat noch wenige Stunden vor seinem Tode an seinen „Denkwürdigkeiten" diktirt. „Plato starb

schreibend"; von Heine kann man sagen: er schrieb sterbend.

Haben wir bis hieher uns mit dem lebenden und sterbenden Heine beschäftigt, so widmen wir nunmehr die letzten Spalten dieser Schrift dem geschiedenen Heine, der Bestattung seiner irdischen Reste am 20. Februar in den Worten eines seiner pariser Bekannten, des Augenzeugen — Friedrich Szarvady in seiner Schilderung: „H. Heine's Begräbniß". Er sagt:

Wären nicht seine Lieder gewesen, die im deutschen Munde, wie im deutschen Herzen fortleben werden, ich möchte sagen: Heinrich Heine ist klanglos zum Orkus hinabgestiegen. Soeben komme ich vom Begräbnisse des Poeten, einer von den Wenigen in Paris, die ihm das letzte Geleite gegeben, und ich gestehe zu meinem Schmerze, daß die Pflicht des Journalisten mehr Theil an diesem Gange hatte, als die Pietät für den großen Dichter. Es waren unter dem kleinen Häuflein wohl wenige, die das Gefühl der Verehrung zu dem Sarge

hinzog, welcher die Ueberreste eines Mannes barg, der seine Zeit hätte erfüllen können wie Voltaire. Bei Heinrich Heine mußte stets das Genie angerufen werden, um für den Charakter zu plaidiren, und leider war es diesem noch öfter gelungen, jenes zu verdunkeln. Der Poet, der unsterblich bleiben wird, wurde vergessen über den dunkeln Seiten im Leben und Wirken Heine's, und so geschah es, daß selbst der versöhnende Moment, der sonst so vieles ausgleicht, nicht die Kraft besaß, seine Landsleute oder die Bewunderer seines Geistes unter den Franzosen im Gefolge des schwarzen Wagens zu versammeln.

Es war nicht Mangel an Ehrfurcht vor ihren großen Männern, der die hier lebenden Deutschen abhielt, einem der größten Dichter ihres Volkes die letzte Ehre anzuthun. Die Deutschen in Paris haben bei Ludwig Börne's Begräbniß bewiesen, daß sie die Pflichten zu würdigen wissen, welche der Tod eines bedeutenden Landsmannes auferlegt. Damals vereinigten sich Franzosen und Deutsche, um dem Manne, der einen Lebenswandel führte, wie er seiner Schrift und seinem Worte entsprach, auch die letzte Huldigung darzu-

bringen. Heute hielten sich die Franzosen eben so fern wie die Deutschen, und doch war Heinrich Heine in der letzten Zeit als Schriftsteller und Dichter viel bekannter, als Börne es jemals gewesen. Außer Alexander Dumas und Theophile Gauthiér fand sich niemand von den Zelebritäten ein, deren Freundschaft Heinrich Heine noch in seinen jüngsten Schriften sich rühmte.

Heine hatte in seiner letzten Willensverordnung bestimmt, daß man ihn aufs ärmlichste, ohne Beistand eines Priesters, mit Vermeidung jeder religiösen Feierlichkeit beerdige — und so geschah es auch. Es wurde an seinem Grabe keine Rede gehalten, weil er sich eine solche gleichfalls verbeten hatte, und die geringe Schar trennte sich, nachdem der Sarg in eine vorläufige Gruft beigesetzt worden. Es war ein trauriger Anblick, wir können es nicht verhehlen. Es war ein wahres Todtengericht, aber wir hoffen, daß dieses scharfe Verdikt der Ueberlebenden in diesem entscheidenden Augenblicke eine Sühne für die Vergangenheit sein und daß aus der Asche des gebrechlichen Menschen nur der unsterbliche Geist des großen Dichters der Erinnerung der deut=

schen Nation entgegenschweben werde. Mögen auch die vielfach verletzten Zeitgenossen, die Heine zu ihren Freunden oder zu ihren Feinden zählten und von ihm zu leiden hatten — schlug er doch ohne Unterschied nach allen Seiten hin — mit dieser letzten Buße versöhnt sein. Es ist ja schon ein Unglück, daß eine solche den Dichter treffen muß, dessen Lieder unsere Jugend beglückten und uns jetzt noch entgegenklingen mit ihrer Wehmuth, mit ihrem Humor, mit ihrer liebenswürdigen Schelmerei.

Das Ende ist schnell herbeigekommen und war nicht die Folge des Leidens, an dem Heine seit Jahren darniederlag. Es war eine zufällige Unpäßlichkeit, die ihn erfaßte, und sein Arzt, der ihn seit Jahren auf die künstlichste Weise erhielt, wurde um vierundzwanzig Stunden zu spät gerufen. Am Donnerstag Abends stellte sich plötzliches Erbrechen ein, dessen Ursache man jetzt noch nicht kennt. Ein anderer Arzt wurde in Eile herbeigeholt, aber Dr. Gruby sah ihn erst am Freitag Abends. Heine fragte ihn: Nun, Doktor, wie steht's mit mir — ich werde sterben? Der Doktor, der das rettungslose seines Zustandes alsobald erkannt hatte,

verheimlichte ihm dieses auch nicht. Heine mußte nach so langem Leiden auf seinen Tod gefaßt sein, und er wurde durch die Kunde seines Arztes nicht im geringsten erschüttert. Das viele Erbrechen hatte ihn aber schon stark geschwächt, und die Hinfälligkeit seines Wesens stellte sich sofort heraus, wie die künstlich durch den Arzt erzeugte Harmonie gestört wurde.

Dr. Gruby behandelte Heine seit sieben Jahren. Als ihn dieser ausgezeichnete Mann übernahm, fand er ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel auf der Erde liegend, vom Speichelflusse behaftet und unfähig, irgendeine Nahrung zusichzunehmen. Seiner Kunst gelang es, ihn wieder soweit herzustellen, daß er aufgesetzt werden konnte; er gab ihm das Gesicht und die Bewegung der Arme wieder, und Heine konnte sogar wieder schreiben. Der Keim zu dem Rückenmarksleiden, das den deutschen Dichter aufs Krankenlager warf, lag schon seit langer Zeit in ihm. Schon vor vierzehn Jahren wurde Gruby einmal zu einer Konsultation bei Heine gerufen, der damals am Auge litt. Gruby erklärte, die Ursache der Krankheit stecke im Rückenmarke, und wurde vom Patienten wie von dessen da-

maligen Aerzten ausgelacht. Später sagte Heine oft wehmüthig lächelnd zu Gruby: Ach, wenn ich nur damals besser gesehen hätte, ich läge heute nicht da. Dr. Gruby, ein Ungar von Geburt, der nun seit zwanzig Jahren hier seine Kunst ausübt, nimmt eine hervorragende Stelle unter den ersten Aerzten von Paris ein, und man erzählt ihm Wunder nach, was er in verzweifelten Fällen schon geleistet. Seine Kranken haben einen eigenen Kultus für ihn, und vor einigen Jahren haben mehrere Familien, denen er das eine oder das andere Mitglied gerettet, eine goldene Medaille für ihn prägen lassen. Die Erhaltung Heine's gehört nicht zu den geringsten seiner Leistungen. Die Aerzte, die ihn behandelten, wie die Freunde, die seinen früheren Zustand kannten, trauten ihren Augen nicht. Die Existenz Heine's war eine Art Mythus geworden, und ohne die Geistesblitze, die zuweilen Paris durchzuckten, ohne die verschiedenen Arbeiten, welche der sterbende Dichter in der letzten Zeit veröffentlichte, hätte man niemals daran geglaubt. Gruby ist vielleicht der einzige Mensch, an dem Heine mit inniger Liebe und Dankbarkeit hing. Als Gruby ihn zum letzten-

male vor dem Brechanfalle sah, einige Tage vorher, war er mit der Vorrede und der Korrektur zu einem neuen Werke oder einer neuen Auflage eines seiner älteren Werke beschäftigt. Er arbeitete noch bis zum letzten Augenblicke und trug sich mit allerlei Plänen herum. Er hinterläßt alles, was er besitzt, seiner Frau, und ein alter Freund, H. Joubert, ehemals Rath am Kassationshofe, ist der Testamentsvollstrecker.

Von Heine's literarischer Hinterlassenschaft verlautet nichts, und auch das Vorhandensein der vielfach besprochenen Memoiren ist nicht gewiß.

Der deutschen Nation hinterläßt er seine Lieder und seine Reisebilder, welche die Epoche der modernen Prosa begonnen haben. Dafür sei ihm vieles vergeben.

Die Schilderung dieses merkwürdigen Lebens ist beendet, von seinem ersten Athemzuge fortgesetzt bis zum letzten Aufflackern und Erlöschen seiner Lebensflamme. Sein Tod, obwohl Jahre hindurch täglich und stündlich erwartet, hat nichtsdestoweniger auffallender Weise in gleichem Grade überrascht, wie manches Hinscheiden

in der Fülle der Kraft und Gesundheit. Ist es doch — sagt A. Stahr — als ob die Langwierigkeit des Leidens selbst uns gewöhnt hätte, an die Dauer eines Lebens zu glauben, das solchen Qualen eines unerhörten Siechthumes so energischen Widerstand leistete. — Es ist nicht mein Zweck noch Ziel, eine Kritik des literarischen Strebens und Wirkens des Hingeschiedenen zu geben: das bleibe der Literaturgeschichte überlassen; es ist ihre Aufgabe, diese im Gewirre der Parteien und Leidenschaften noch schwebende Frage ruhig, unparteiisch und vorurtheilslos zum endlichen Abschlusse zu bringen, und Heine'n die Stelle in der Walhalla deutschen Ruhmes und deutscher Geistesgröße anzuweisen, die ihm gebührt. Schweigen die Stürme der Leidenschaften und vorgefaßten Meinungen, so wird sein Geistesbild klar und deutlich hervortreten.

Heine steht an der Scheide einer Zeitepoche deutscher Literatur: er ist ihr Markstein. Diese Stellung kann ihm die schonungsloseste Kritik nicht rauben; darüber hat sich bereits das Gericht in seinen Lebenstagen ausgesprochen. In seinen dichterischen Schöpfungen ist viel des reichen, reinen, gediegenen Goldes ausgestreut;

sind die wenigen Schlacken, die es umhüllen, zerstäubt, ist die Spreu entfernt, so wird die Frucht seines Dichtergeistes offen zu Tage treten und dem Trefflichsten und Köstlichsten zugezählt werden müssen, was die deutsche Sprache und Dichtung in ihrem so reichen, vollen Schatze besitzt. Neben den Heroen der deutschen Dichterwelt wird der Name Heine durch alle kommenden Geschlechter unauslöschlich strahlen.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrthen lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde luftig rappeln,
Statt stiller Glut lobt man nur helles Flackern.
Vergebens wirst du den Parnaß beackern
Und Bild auf Bild, und Blum' auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln, —
Verstehst du nicht noch _vor_ dem Ey zu gackern.
Auch mußt du wie ein Kampfstier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Critiken machen lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern;
Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Daß Knalleffekt sey deiner Dichtung Hebel, —
Nur dann wird dich das Publikum vergöttern.

Bonn d 7 Aug 1820.

H. Heine Stud Juris
aus Düsseldorff

